Im Strom der Zeit.

Roman

aus der Zeit Kaiser Leopold des Ersten

von

Bernd von Guseck.

Dritter Band.

Prag, 1860.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Prag. Druck von Jarosl. Pospišil.

Inhalt.

Drittes Buch.

Fasching am Hofe.

Erstes Capitel.

Ein Intriguenspiel.

Der Fasching des Jahres 1700 wurde zu Wien mit den gewohnten Festlichkeiten begangen, welche diesmal einen ganz besondern Glanz, sowohl am Kaiserhofe, wie in den Häusern des Hochadels zeigten. Es schien, als wolle man den Ereignissen, welche das neue Jahrhundert bringen werde, mit der heitersten Laune entgegengehen. Auch in den bürgerlichen Kreisen, bis zum ärmsten Volk hinab regte sich die fröhliche Lebenslust, welche die Wiener beseelt, und wer nicht im eignen Hause oder zu guten Freunden geladen Faschingsfreuden genießen konnte, der befriedigte wenigstens die Schaulust, wozu überall die reichste Gelegenheit dargeboten war. Wär' es nur Allen gestattet gewesen, die große Wirthschaft zu sehen, welche gleichsam dem ganzen Fasching die Krone aufsetzen sollte. Eine Wiederholung des Festes, welches

vor einiger Zeit dem Czaren von Rußland gegeben worden, war längst der allgemeine Wunsch besonders der Damenwelt, die noch in der schönen Erinnerung schwelgte, gewesen. Die meisten Theilnehmer jenes unvergeßlichen Abends waren ja wieder in Wien versammelt, die reizenden Costüme noch vorhanden oder leicht wieder zu beschaffen — es bedurfte nur des Wortes an rechter Stelle, um die Idee, welche in Aller Herzen lebte, lichthell in das Leben treten zu lassen. Die rechte Stelle kannte man, und die geeignete Person, welche dort das Wort der Anregung sprechen sollte, war endlich auch gefunden und dazu bestimmt worden. Da verging denn nur eine kurze Zeit, und die Allerhöchste Entschließung, die so gern Freude um sich verbreitete in dem der Freude geweihten Abschnitte des Jahres, befahl die „Wirthschaft“ in der Favorita möglichst getreu zu wiederholen, zur bleibenden Erinnerung an jenen hohen Besuch, der ein Pfand der Freundschaft zwischen den Kaiserhöfen für alle Zeiten bleiben sollte. Wie ein fröhliches Lauffeuer beim Victoriaschießen ging die Nachricht von Palast zu Palast, von Mund zu Munde, und als erst der Tag bestimmt war, legte sich eine große Befriedigung über viele junge Herzen. Es gab aber auch, wie die Meinungen nun einmal verschieden sind, Manchen, welcher mit einer Einladung beehrt, die einem Befehle gleich kam, schwer

darüber seufzte. Dem Grafen Wratislaw, gegen den sich ein solcher Seufzer ohne alle Zurückhaltung aussprach, gereichte es zur höchsten Belustigung, den böhmischen Landsmann, der ihm sein Leid klagte, mit der Schilderung der ihn erwartenden Prüfungen zu quälen.

„Im Narrenkleide, sagen Sie, werthester Herr Nachbar?“ rief er. „Leben wir nicht im Fasching, wo jeder vernünftige Mensch den Narren, den wir Alle in uns tragen, wie ein Wettermännchen herauskehren muß? Man hat Ihnen ja überhaupt noch keine Maskentracht vorgeschrieben, erwarten Sie es doch. Vielleicht gibt man Ihnen etwas ganz Erhabenes, einen persischen Magus zum Beispiel mit hoher Kegelmütze und einem buntgeblümten Schleppkleide, oder einen Wilden aus Süd-Amerika, wo Sie als Rothhaut quasi unbekleidet, will sagen in kupferrothen Kattun eingenäht mit einem schönen Mantel und Schurz aus Vogelfedern und einem Knochenspieß auf der Schulter auftreten. Ihre stattliche Figur müßte sich darin vortrefflich ausnehmen.“

„O mein bester Graf Wenceslaw,“ stöhnte der böhmische Grundherr, „warum haben Sie nur von meinem Hiersein dem Obersthofmeister gesagt? Ich bin seit vielen Jahren nicht in solchen Gesellschaften gewesen, liebe meine Bequemlichkeit, und wäre ja längst wieder auf dem

Heimwege, wenn ich geahnt hätte, daß ich hier eingefangen werden sollte."

„Eingefangen! Wenn Sie als besondere Auszeichnung eine Einladung zu dem kaiserlichen Feste erhalten!"

„Sehr dankbar für die Ehre, aber sie geht mir an das Leben! Gibt es denn gar kein Mittel —?"

„Wollen Sie sich verdächtig machen, als wüßten Sie die Ehre nicht zu würdigen? Sich krank stellen etwa oder gar heimlich aus Wien entweichen? Schämen Sie sich, Graf Cronberg! Was, ein Mann in Ihren Jahren, kräftig, stattlich von Figur, fürchtet sich vor einigen Stunden der angenehmsten Leibesübung, ich meine Tanzen?"

„Lassen Sie mich aus, um Gotteswillen! Ich hab' nicht getanzt, seit ich ein kleiner Bube gewesen! Mir geht die Ruhe über Alles! Die kaiserlichen Herrschaften, das Gedränge, die Lichter und die Hitze, die vielen Frauenzimmer, die es noch heißer machen —"

„Ach ja! Schöne Damen können einem Manne schon warm um das Herz machen, Herr Nachbar!" lachte Wratislaw. „Aber das ist keine unangenehme Empfindung! Stöhnen Sie nicht so entsetzlich! Sie werden sich selbst davon überzeugen, und ich wette, wenn wir uns in der Favorita begegnen, so gestehen Sie mir nach weniger als einer Stunde, daß Sie sich wohl befinden. Am

Ende schauen Sie sich dann unter den Töchtern des Landes um und führen mit der Zeit eine der schönsten als Herrin nach Poritschen."

Graf Cronberg stieß einen lauten Schrei des Schreckens aus. „Das wäre mir eine saubere Bescheerung!" rief er. „Nein, Herr Nachbar, wenn sich's thun ließe, duldete ich auf meiner ganzen Herrschaft Poritschen kein Frauenzimmer, weder im Schloß, noch in der kleinsten Bauernhütte. Dann hätte man erst Ruhe und Frieden. Aber Scherz bei Seite! Es ist also ganz unmöglich, daß ich mich bei Hofe entschuldigen lasse?"

„Es würde Ihnen die volle Ungnade zuziehen. Sie sind einer der großen Grundbesitzer Böhmens, sind Graf des heiligen römischen Reiches — Sie dürfen nicht fehlen, wo es gilt, dem Hofe eine Huldigung darzubringen."

Graf Cronberg faltete tief seufzend die Hände über der weit hinabreichenden Schooßweste. „So muß ich mich denn in mein Schicksal ergeben. Aber einen Gefallen thun Sie mir, amice. Sorgen Sie dafür, daß ich wenigstens nicht mit einer Dame zusammen=gebracht werde. Das wäre mein Ende."

Wratislaw zuckte die Achseln. „Ich werde thun, was ich kann. Aber ich sage Ihnen vorher, daß meine Bemühungen vergebens sein werden. Es sollen diesmal lauter Paare auftreten. Jedenfalls erhalten Sie frühzeitig

genug Bescheid, um für sich und die Ihnen durch das Loos zugefallene Dame das Costüm, das man für Sie bestimmt hat, anfertigen zu lassen."

„Wie? Für die Dame auch —?" entgegnete Cronberg zweifelnd. „Ist denn das meine Sache?"

„Wessen sonst?" rief Wratislaw lachend. „Seien Sie aber ganz ruhig. Sie haben dadurch keine Unbequemlichkeit, Sie dürfen nur Befehl geben, so wissen die Hofschneider schon Bescheid — man nimmt Ihnen und der Dame Maß, etwas ungleich dürfte es freilich ausfallen! Dann sagen Sie nur Ihre Wünsche an, ob es mehr oder minder glänzend und reich ausfallen soll, und Alles ist gethan. Sparen Sie darin nichts — der römische König liebt eine des Hofes würdige Erscheinung an den Gästen, und Sie, der in mehrern Gauen des Reiches angesessen sind, werden Andern nicht nachstehen wollen."

„Verlassen Sie mich nicht, Graf Wenzel," bat Cronberg, als dieser sich von ihm trennen wollte. „Ich habe noch soviel darüber mit Ihnen zu sprechen!" Aber Wratislaw ließ sich nicht halten, sondern versprach ihm nur, ihn sofort von dem, was über ihn beschlossen sei, in Kenntniß zu setzen. Nach seiner Entfernung trug der Kammerdiener, wie gewöhnlich, zu früher Stunde das Mittagsessen auf, schmackhaft und reichlich, wie immer bereitet.

Cronberg sah verdrießlich auf seinen Teller, als ihm die Suppe vorgelegt wurde. „Was ist das?“ fragte er.

„Französische Suppe, hochgräfliche Gnaden, mit Gemüse und Hühnerbrüsten,“ erwiederte der Diener erstaunt.

Der Graf nahm ein Paar Löffel. „Veit, mir schmeckt sie heut' nicht,“ sagte er. „Nimm sie ab — gib weiter.“

Veit gehorchte schweigend. Als aber auch von dem saftigen Fleischgerichte, das nun folgte, der Graf nur wenige Bissen nahm und wiederum mäckelte, hielt er seinen Herrn für krank und wagte es, den Koch zu entschuldigen.

„Hast Recht!“ sagte der Graf. „Ich bin zwar nicht krank, aber man hat mir den Appetit verdorben. Schenk' ein, Veit. Ich will heut' einmal versuchen, ob der Wein wirklich ein Sorgenbrecher ist.“

Der Wein bewährte an ihm wirklich seine Kraft, die Sorgen, welche er sich um die ihm zugedachte Ehre mit ihren Folgen machte, zerstreuten sich; er sah die Sache bald in einem bessern Lichte an und gewann Muth; sogar die Neugier regte sich, welchen Popanz man aus ihm machen und welche alte Donna ihm gesellen werde, denn eine junge Dame war ihm wohl nim-

mer beschieden. Er lachte still vergnügt, als er sich in dem pompösen Aufzuge dachte, welchen ihm Wenzel Wratislaw so malerisch beschrieben hatte, und streckte seinen fleischigen Arm aus, gleichsam um den Mantel aus Vogelfedern über die dicke Schulter zu werfen. Dabei fand sich denn auch der Appetit zu Veit's großer Beruhigung wieder, und als er den letzten Bissen genossen hatte, sah er herzhaft auf, wie Einer, der zu dem Aeußersten entschlossen ist.

„Ich werde heut' nicht schlafen — sondern spazieren fahren," sagte er. „Weißt Du nicht, ob Graf Königsegg, ich meine den Grafen Karl Fidelis, in Wien anwesend ist? Ich habe mit ihm zu reden."

Der Diener wußte es nicht. Er war verwundert über die Aenderung in der gewohnten Tagesordnung seines Herrn, welche auch die seinige störte. Statt der Ruhe zu genießen, welche ihm der langdauernde Mittagsschlaf desselben gewährte, mußte er ihn nun auf der ganz unerhörten Spazierfahrt begleiten, die allen seinen Ansichten über Leibespflege nach der Tafel widersprach. Bei der Heimkehr ließ der Graf nach dem Königsegg'schen Hause fahren, um anzufragen, ob der junge Herr anwesend sei; er erhielt jedoch den Bescheid, daß der Graf zwar eine hohe Einladung zum Fasching nach Wien erhalten, sich jedoch mit dringenden Dienstverrichtungen entschuldigt

habe, durch welche er bei den Truppen in Tirol zurückgehalten werde.

„Nun, so habe ich meine Schuldigkeit gethan, Veit," sagte Cronberg, gemächlich in den breiten Sitz seines Wagens zurück=fallend. „Ich wollte mich erkundigen, was aus dem Mädchen geworden ist, mit dem er mir vor'm Jahre einmal zusetzte — wie ich Dir erzählt habe. Mein Anerbieten schlug er aus. Ich hätte auch vielleicht noch mehr gethan. Mir ist die dumme Geschichte noch manchmal im Kopfe herumgegangen, und da ich doch wieder hier bin, wollte ich ihn fragen, was nun mit ihr geworden ist. Sie geht mich zwar gar nichts an, aber —"

Der Diener, welcher zu etwaigen Handreichungen bereit, stets seinen Platz bei dem Herrn im Wagen, auf dem Rücksitze, hatte, war seit seiner frühesten Jugend bei dem Grafen Johann Nicolaus im Dienst, war mit ihm alt und allmälig in Ermangelung eines Andern sein Vertrauter geworden, dem er alle seine Angelegenheiten erzählte. Er wußte also auch genau, was es mit dem Mädchen, von welchem der Graf sprach, für eine Bewandtniß hatte. Es war das Fräulein von Cronberg, das seinem Herrn damals von dem Grafen Königsegg empfohlen worden war, wiewohl vergeblich. Er selbst, Veit, hatte sich erlaubt, gegen den Beschluß seines Herrn einige

Vorstellungen zu machen, war jedoch damit zur Ruhe verwiesen worden. Als nun heute der Graf von selbst wieder darauf kam, konnte er nicht umhin, den Kopf zu schütteln.

„Sehen Euer hochgräfliche Gnaden wohl!“ sagte er; „hätten immer für das arme Fräulein sorgen sollen, ihr eine Stiftsstelle kaufen oder so etwas! Nun läßt's Ihnen keine Ruh'!“

„O glaube doch das nicht! Ich hab' meine Ruh' deswegen doch. Wer kann Allen helfen, die darum ansprechen. Wenn ich Dir sage, daß diese Cronbergs eigentlich gar keine Cronbergs sind, da sie dies Wappen nur angenommen haben, wahrscheinlich in hinterlistiger Absicht — wie ich schon meinem Vetter Crato und dann wieder dem Grafen Karl Fidelis bewiesen habe.“

„Allen Respect vor dem hochgräflichen Wappen! Aber ein verlassenes Mägdlein!“

„Gute Menschen werden sich ihrer schon angenommen haben!“ sagte der Graf.

„Gute Menschen, ja wohl!“ versetzte der Diener mit einer ziemlich deutlichen Betonung, und der Graf nahm verstimmt eine Prise. So kam er wieder in seine Wohnung zurück, wo er bei der einmal in Confusion gerathenen Tagesordnung nichts Besseres zu thun wußte, als den versäumten Schlaf nachzuholen, nicht ahnend,

welche Anschläge bereits gegen seine Ruhe geschmiedet wurden.

Graf Wratislaw war nämlich, als er sich von Cronberg verabschiedet hatte, zufällig mit dem Obristkämmerer Trautson zusammen getroffen, und hatte ihm in heiterster Laune von seinem Doppelgänger, wie er den dicken Reichsgrafen nannte, erzählt. Er versprach sich von ihm noch die köstlichsten Stunden. Trautson, welcher nichts von Cronberg's Anwesenheit, noch weniger von seinem gezwungenen Erscheinen bei dem bevorstehenden Hoffeste erfahren hatte, schien sich dafür mehr, als ihm sonst eigen war, zu interessiren, so daß ihn Wratislaw mit seiner wachsenden Empfänglichkeit für fröhlichen Scherz neckte und diese heilsame Wandlung in seinem Wesen dem Einfluße seiner liebenswürdigen Gemahlin zuschrieb.

„Wenn mir doch auch in anderer Beziehung ein solcher beschieden wäre!“ sagte er. „Ich könnte zuweilen eine mildernde Sordina für meine allzuhell klingenden Saiten gebrauchen. Indessen da ich, wie Figura zeigt, schon für Zwei Platz in der Welt einnehme, so werde ich mich wohl des kühnen Gedankens, zu freien, entschlagen müssen.“

Trautson kehrte von dieser Begegnung unmittelbar zu seiner Gemahlin zurück, welche er beschäftigt fand, die ihr bereits für das Fest zugegangene Kleidung anzupro-

diren. Es war die saubere und einfache Tracht einer Holländerin, welche ihr ganz vorzüglich stand, besonders das weiße Häubchen mit dem goldnen Bügel und den feinen Metallzierrathen gab ihrem schönen Kopf ein reizendes Ansehen.

„Schade, daß mein Cavalier mich verschmäht hat," sagte sie unschuldig lächelnd, indem sie in den Spiegel sah. „Vielleicht würde es mir gelungen sein, in dieser Verkleidung seine Abneigung zu besiegen. Sein Ausbleiben ist um so beleidigender für mich, als er erst abgesagt hat, nachdem er erfahren, daß ich seine Dame seine sollte. Ich hoffe, Sie werden dafür Genugthuung fordern, Graf Leopold."

Trautson schien durch den harmlosen Scherz nicht wohlthuend berührt zu werden, doch bemerkte sie es nicht, und er sagte: „Ich habe so eben eine Nachricht erhalten, welche Dich interessiren wird. Der alte Cronberg ist wieder in Wien und wird dem Feste beiwohnen. Meinst Du, daß ich die Gräfin Königsegg davon in Kenntniß setzen soll, Resi?"

„Auf jeden Fall!" rief sie lebhaft, sich nach ihm umsehend. „Sie kann dann immer thun und lassen, was sie will. Doppelt Schade nun, daß Dein Freund Karl Fidelis uns verschmäht hat!"

„Ich werde Deinen Rath ohne Säumen befolgen,"

sagte Trautson. „Sie hat mir einmal ihr Vertrauen geschenkt, ich will es rechtfertigen. Glaubst Du, daß sie nun die Maske ihres Schützlings ganz fallen lassen wird?"

„Das glaube ich nicht," erwiederte sie. „Die Königsegg hat das Spiel zu kühn begonnen, um die Karten so plötzlich hinzuwerfen. Doch wer kann ihre Absichten durchschauen?" — Sie blickte ihren Mann einen Moment schalkhaft lächelnd an, dann sagte sie: „Wenn Du ein anderer Mann wärst, Leopold, würde ich Dir nicht zureden, jetzt gleich zu der Gräfin zu gehen. Aber so — versäume die Zeit nicht."

Es war noch eben in der letzten schicklichen Viertelstunde, einer Dame seinen Besuch zu machen, als Graf Trautson sich in Gumpendorf bei der Gräfin Francesca anmelden ließ. Sie empfing ihn mit gewohnter Anmuth, welche jeden Schein von Koketterie sorgsam mied.

„Ich bringe Ihnen eine Nachricht, welche ich Graf Wratislaw verdanke," sprach er, nachdem er ihr gegenüber Platz genommen hatte. „Der Reichsgraf von Cronberg ist in Wien, Sie werden ihn bei der Hofwirthschaft sehen."

„Ist das möglich?" rief die Gräfin, und ihr leicht erregbares Blut färbte unter dem Einfluß rasch sich drängender Gedanken ihre Wangen mit einer lebendigen Röthe.

„Er hat sich nur mit dem äußersten Widerstreben in das Unabwendbare gefügt, und Wratislaw bereitet ihm gewiß noch harte Prüfungen vor, sowohl was sein Costüm, als die ihm zugedachte Dame betreffen wird.“

„Welche Dame ist das?“ fragte die Gräfin schnell.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte Trautson. „Es ist auf keinen Fall schon etwas darüber bestimmt, da, wie Sie wissen, der Form mit dem Loosen genügt werden muß und dies noch nicht geschehen ist.“

Die Gräfin besann sich eine kleine Weile, dann sagte sie mit dem bittendsten Blick ihrer schönen Augen: „Verschaffen Sie mir die Ehre, des Grafen Cronberg Dame zu sein.“

„Aber gnädigste Gräfin,“ fragte er erstaunt, „war denn nicht schon Ihre Hand zugesagt, und wird es Ihrem Cavalier gleichgültig sein, wenn ihm auf einmal dieselbe wieder entzogen wird?“

„Sehr gleichgültig, Graf Leopold! Eine alte Frau, bedenken Sie doch. Uebrigens werde ich schon die Mühe auf mich nehmen, ihn mit seinem harten Schicksal zu versöhnen. Nehmen Sie nur Rücksprache mit dem Ceremonienmeister, und sagen ihm meinen Wunsch, mit dem Grafen Cronberg zu erscheinen. Das Costüme ist mir gleich — nur kein jugendliches, daß wir nicht lächerlich werden. Jude und Jüdin, was meinen Sie? Einen

Handel gilt es ja doch, einen Handel mit Profit und Prozentchen, den wir abzuschließen haben."

Trautson lächelte. „Ich errathe Ihre Absicht, gnädigste Gräfin."

„Wahrhaftig?" entgegnete sie mit einem leichten Anflug von Ironie. „Und ich bildete mir ein, kein so ganz durchsichtiger Krystall zu sein! Wohlan denn, beschämt gestehe ich Ihnen, daß Sie Recht haben: meine Absicht ist auf meine arme Cajetana gerichtet. Aber Eins hätte ich bald vergessen. Sprechen Sie ja mit dem Grafen Wratislaw, damit er nicht seine eigenen Anschläge auf Cronberg ausführt und mir meinen Handel verdirbt. Natürlich werden Sie ihn nicht errathen lassen, daß ich irgend einen andern Grund habe, als mir den frostigen deutschen Fasching in einen muthwilligen italienischen Carneval zu verwandeln. Geben Sie Wratislaw Gewißheit, daß ich auch ihn dabei nicht vergessen werde. Sie sind ganz zuverlässig, ich weiß es. Nur daß Sie doch eine Ausnahme durchsetzten —"

„Vor meiner Frau kann ich keine Geheimnisse haben, gnädigste Gräfin," erwiederte er ehrerbietig.

„Das ist sehr edel! Und Sie sind der Verschwiegenheit Ihrer Gemahlin gewiß?"

„Wie meiner selbst," versicherte er.

„Und das will viel sagen!" erwiederte sie. „Ich

darf also in jeder Beziehung unbesorgt sein. Sie wissen die Gründe, welche mich bewogen haben, dem armen Mädchen unter verändertem Namen die Pforten der Gesellschaft zu öffnen, wo sie durch ihre persönlichen Vorzüge sich ein Glück sichern kann. Sie wissen auch, welche Gefahr sie seit einiger Zeit läuft, Ihr Incognito dort verrathen zu sehen, und daß ich sie und mich selbst! — für diesen Fall schützen mußte. Ich habe mich damit vertrauensvoll an Sie gewendet und Ihnen Alles entdeckt. Wenn Sie mir sagen, daß ich nicht fürchten darf, compromittirt zu werden, so kann ich der Entwickelung der Dinge ruhig harren."

„Ich glaube, daß Sie ganz sicher sein können. Wenn jene Person aber so unversöhnlich ist, als Sie fürchten, kann man freilich nicht wissen, welche Pfeile sie noch im Köcher führt."

„Wir wollen es darauf ankommen lassen!" sagte die Gräfin mit einem Tone, welcher verrieth, daß man sie wenigstens nicht ungestraft reizen würde. Doch setzte sie gleich wieder sanft und freundlich hinzu: „Lassen Sie uns denn für meines Kindes Wohl Hand in Hand gehen! Sie sagen, daß sich der König sehr für ihre Geschichte interessirt hat?"

„Ganz besonders!" versicherte Trautson. „Er erinnerte sich der jungen, bescheidenen Dame von der Schlit-

tenpartie her sehr wohl und fragte nach vielen Umständen, ihr Schicksal betreffend."

„Und es ist nicht ungnädig aufgenommen worden, was ich für nothwendig gehalten habe?"

„Im Gegentheil. Es wurde rücksichtsvoll und fein von Ihnen gefunden."

„Ich danke Ihnen herzlich, Graf Leopold," sagte die Gräfin mit einem seelenvollen Blicke.

„Haben Sie schon für Fräulein Cajetana eine Veranstaltung für das Fest getroffen?" fragte Trautson.

„Noch nicht, das findet sich," sagte sie leicht. „Ich habe nur einen Wunsch — und den will ich auch in Ihre Hand legen. Daß Cajetana nicht mit dem Grafen Pio Colonna zusammen=kommt. Ich fürchte, der gewandte Römer, der schon so viel festen Boden am Hofe gewonnen hat, wird alle Kunst aufbieten, um sich den Platz als Cavalier an Cajetana's Seite zu erobern, und meine Pflicht als Mutter, zu der ich mich selbst bekannt habe, fordert es, daß ich seinen Wünschen überall entgegentrete. Das Glück, das ich für Cajetana suche, ist mit ihm nicht zu finden. Sie sehen, ich spreche auch darüber zu Ihnen mit vollem Vertrauen."

„Würden Sie mir vielleicht eine bestimmte Andeutung geben, mit welchem Herrn Sie für Fräulein Cajetana zufrieden wären, im Falle ich etwas dazu thun könnte?"

„O ja," sagte Francesca lachend. „Sie haben sich schon einmal mit meiner Kleinen nachsichtsvoll eine Partie gefallen lassen — mit Ihnen, ohne Schmeichelei, wäre ich für das Kind schon zufrieden. Aber fürchten Sie nichts, es ist nur mein Scherz. Bei einer so feierlichen Gelegenheit, wie die Hofwirthschaft des Kaisers und der Kaiserin, darf keine unpassende Zusammenstellung der Paare stattfinden. Wenden Sie nur den Grafen Pio von Cajetana ab, mehr erbitte ich mir nicht von Ihnen. Alles Uebrige wird sich schon von selbst machen. — Wer wird denn nun die Ehre haben, Ihre liebenswürdige Gemahlin zu führen, da mein ungezogener Herr Sohn das Feldlager nicht verlassen will?"

Trautson nannte den Grafen Windischgrätz und erklärte, daß die Erzherzogin Maria Anna, welche wegen ihres Unwohlseins dem Feste nicht beiwohnen könne, ausdrücklich gewünscht habe, daß seine Frau und keine Andere in der holländischen Tracht, welche sie selbst bei dem Besuche des Czaren getragen, erscheine. Zufällig sei auch die Gräfin Rüdiger Stahremberg, mit welcher damals Graf Windischgrätz ein schwäbisches Bauernpaar vorgestellt, am wiederholten Feste Theil zu nehmen verhindert, und so habe es sich gewissermaßen natürlich gemacht, daß der Graf im Voraus, ohne irgend welches Zuthun, zum Begleiter der Gräfin Trautson bestimmt worden sei.

Die Königsegg lachte sehr über diese ausführliche Darlegung. „Wer könnte daran zweifeln," sagte sie, „daß mein gewissenhafter Freund fern davon ist, die Hand im Spiele zu haben? Weiß ich es denn nicht, wer meinen ungerathenen Herrn Sohn zum Fasching nach Wien eingeladen und durch die Aussicht, mit der Gräfin Trautson ein Paar zu bilden, vor Allem zur Herkunft zu bewegen gesucht hat? Karl Fidelis scheint gar nicht geahnt zu haben, daß diese Einladung mit Wissen und Willen des römischen Königs geschehen ist, sonst müßte er sie ja für einen Befehl genommen haben, welcher alle Rücksichten auf den Dienst bei den Truppen aufhebt. Ich bin recht böse auf ihn, und Ihre Gemahlin hat das vollste Recht, es ebenfalls zu sein. Ich wenigstens würde das niemals verzeihen."

Trautson lehnte das für seine Frau ab und entschuldigte den Freund, welcher bei der ernst drohenden Zukunft nichts versäumen wolle, um die kaiserlichen Waffen in kriegstüchtigen Stand zu setzen, wozu er, als Generaladjutant, wohl grade jetzt mit allen Kräften mitzuwirken habe.

„Bei einem Manne mag das zur Entschuldigung ausreichen," versetzte die Gräfin, „bei einer Dame niemals. Aber Ihre Gemahlin denkt vielleicht milder. Ueberlassen wir den Frevler seinem Schicksale, vielleicht läßt

es ihm doch keine Ruhe und treibt ihn noch hieher, wo er dann die gerechte Strafe leiden wird, seinen beneidenswerthen Platz an einen Andern vergeben zu sehen. Mit mir also, lieber Graf, bleibt es dabei. Der edle Cronberg wird für die Dauer eines Abends mein Gefährte. Sobald die Rollen vergeben sind, setzen Sie mich davon in Kenntniß. Von der schuldigen Anmeldungsvisite möchte ich den Unglücklichen gern entbinden, er wird es indessen für seine Schuldigkeit halten, schon des Costümes wegen, das in Einklang gebracht werden muß. Diese Sorge werde ich übernehmen, ja ich behalte sie mir ausdrücklich vor. Ich kann es keinem Andern überlassen, mich vielleicht ganz gegen meinen Geschmack auszustatten. Ist es einmal hier zu Lande Sitte, daß die Dame sich von dem Herrn dies Geschenk gefallen lassen muß, so will ich es mir doch wenigstens nach meinem Wunsch einrichten. Jude und Jüdin, vergessen Sie nicht."

„Aber," wandte Trautson ein, „so viel ich mich erinnere, ist diese Rolle schon vergeben. Die Erzherzogin Josephe erschien als Jüdin und der Oberstkuchelmeister Graf Volkra war der Jude."

„Sollte das Volk Israels, das sich im Lande sehr vermehrt, wie ich höre, nicht zwei Paare stellen können? Wir wollen von dem ersten so verschieden erscheinen, als nur irgend möglich! Aber wenn Sie es für unschicklich

halten, dann Türke und Türkin. Der Reichsgraf wird als umfangreicher Orientale Aufsehen erregen, und ich bin in diesem Costüme berechtigt, einen Schleier zu tragen, was mir sehr angenehm ist. Was meinen Sie dazu?"

Dem Grafen schwebte es zwar vor, daß auch diese Rolle schon dargestellt sei, und in der That war es durch Fräulein Marie Elisabeth Liechtenstein und den Freiherrn von Gersdorff der sächsischen Gesandtschaft geschehen, indessen war hier nicht die Rücksicht zu nehmen, wie gegen eine Prinzessin des kaiserlichen Hauses, und er versprach, die nöthigen Einleitungen zu treffen.

Zweites Capitel.

Der Reichsgraf.

„Kommst Du endlich, endlich wieder! Schon glaubte ich, es wäre Dir oder Deinem Vater ein großes Unglück geschehen, daß Du Dein Versprechen, mich wieder zu besuchen, nicht hättest erfüllen können! Nun grüß Dich Gott, Kathi. Wie ist es Euch ergangen?"

Kathi küßte dem Fräulein die Hände. „Nun geht es mir gut, da ich wieder einmal bei Ihnen sein kann!"

Es war mir nicht möglich, eher zu kommen. Viele Wochen ist's her, daß ich hier war."

„Was macht Dein Vater? Geht es ihm besser?"

Kathi schüttelte traurig den Kopf. „Das wird nicht mehr anders — Gott sei ihm gnädig! Fragen's weiter nicht nach. Er hat doch wenigstens einen Ort, wo er still geborgen ist — und heute hab' ich ihn endlich einmal wieder verlassen können, um zu sehen, was mein gnädiges Fräulein macht. Lange darf ich aber nicht bleiben."

„Ich möchte Euch aber so gern helfen!" sagte Cajetana mitleidig. „Geld kann ich Dir geben, denn die Gräfin schenkt mir so viel, daß ich es nimmer brauche. Aber ich wollte gern selbst einmal Deinen armen Vater sehen und die Gräfin bitten, daß sie ihm einen Arzt schickt — das wird sie mir nicht abschlagen."

„Nimmermehr!" rief Kathi. „Ein Arzt kann ihm nicht helfen, kein Mensch kann ihm helfen — nur der liebe Gott. Wenn Sie mich lieb haben, so fragen Sie mich nicht weiter, ich darf's Ihnen ja doch nicht sagen —"

„Du hast es mir aber versprochen, Kathi," sagte Cajetana mit sanftem Vorwurf.

„Das war — als ich selbst noch nicht Alles wußte —" rief Kathi so schmerzlich, daß es das Fräulein traf und sie davon abstand, länger in sie zu dringen.

„Mir war es auch um meinen Vater zu thun,"

sagte sie gleichsam entschuldigend. „Vielleicht hätte Dein Vater mir Manches erzählen können — das mir die Ruhe wieder gegeben hätte! Aber wir wollen nicht mehr davon sprechen. Nur der liebe Gott kann helfen, Du hast ganz Recht, und er wird auch helfen.“

Beide gingen im Garten, wo Kathi das Fräulein aufgesucht hatte, die breite Taxusallee der obern Terrasse verfolgend, immer weiter, bis sie die Mauer, welche hier die Grenze machte, zur Umkehr zwang. Es war ein heiterer Februartag, von einem leisen Frühlingswehen bereits wohlthuend belebt. Die Sonne hatte längst den Schnee geschmolzen, der noch in voriger Woche Alles bedeckt hatte, und aus dem schwarzen Erdreich drängten sich die silberweißen Schneeglöckchem mit ihren ersten Knospen.

Cajetana genügte den herzlichen Fragen der treuen Gefährtin nach ihrem Ergehen, seit sie nicht hier gewesen war, und fragte dann selbst, da sie nicht weiter nach Kathi's jetziger Lage forschen wollte, ob sie von Riedl's unter der Zeit etwas erfahren, oder vielleicht den guten Franz wieder gesehen habe.

„Ich sagt's Ihnen ja,“ erwiederte Kathi lebhafter als vorher, „daß ich es dem jungen Herrn Franz versprochen hatte, ihm wiederum bei Sanct Peter Nachricht zu bringen, sobald ich Sie gesehen hätte.“

Cajetana hatte das vergessen.

„Da mußte ich ihm denn Alles erzählen,“ fuhr Kathi fort, „und er konnte nicht müde werden zu fragen. Daß es Ihnen in dem vornehmen Hause so gut geht, und daß Sie gar mit dem Kaiser und allen Herrschaften zusammenkommen, ist ihm schon recht lieb — aber er sagte, es wäre doch besser gewesen, wenn Sie noch bei seinen Eltern wären, Sie hätten sich ja sonst nimmer hinweggewünscht. Ich meinte, es sei doch nun eine andere Sache — freilich konnte ich ihm ja nicht sagen, was ich von der Frau Mutter hielt — aber es sei doch zu Ihrem Glücke. Da wurde er still und sagte nach einer Weile: „Wenn das ist, muß es schon recht sein.“

Cajetana dachte über dies Glück vielleicht anders: sie lebte in Glanz und Fülle, sie wurde rücksichtsvoll und freundlich, selbst liebreich behandelt, aber ihr fehlte doch etwas, und sie konnte sich keine Rechenschaft davon geben. Ohne auf Kathi's Erzählung zu antworten, fragte sie: ob Frau Riedl wieder gesund sei?

Mit einem Seufzer verneinte Kathi die Frage. „Ich soll noch immer schuld sein,“ sagte sie. „Die Frau Mutter läßt sich's nicht ausreden, daß ich ihr etwas angethan habe, und wenn sie meiner habhaft würde, glaub' ich, so könnte sie mich den Gerichten überliefern.“

„Aber Kathi! das hat Dir doch Franz nicht gesagt!“ rief Cajetana.

„O nein! Der hat mich nur bedauert, und was ich weiß, das hab' ich nur errathen aus dem, was ich einmal von der Frau Riedl selbst gehört hab'."

„Von Frau Riedl? Wie das?" fragte das Fräulein erstaunt.

Kathi hatte mehr gesagt, als sie eigentlich wollte, und mußte jetzt erröthend eine Erklärung geben. Danach war sie eines Abends durch die Sanct-Annengasse gegangen und hatte am Riedl'schen Hause durch die verschlossenen Fensterladen laute Stimmen gehört —

„Und da bist Du halt stehen geblieben und hast ein bissel gehorcht?" sagte Cajetana munter. „Gesteh' es nur, es ist keine Sünde. Sie sprachen über Dich, nicht wahr?"

Kathi's Wangen waren nun dunkelroth und sie schlug den Blick nicht mehr auf, aber um ihre Lippen ließ sich ein schmerzlich bitterer Zug bemerken. „Ja, Fräulein," sagte sie. „Die Frau Riedl warf ihrem Sohne vor, daß er nun gar einer Zigeunerdirne nachlaufe, die seiner Mutter mit ihren Teufelskünsten nach dem Leben trachte und reif sei, verbrannt zu werden, wenn man sie nur fange."

„Arme Kathi! Und was erwiederte Franz darauf?"

„Er schwieg!" antwortete Kathi, und es war an ihrem Tone wohl zu hören, was sie dabei fühlte. „Ich

bin dann nicht länger vor dem Fenster stehen geblieben, sondern meiner Wege gegangen."

„Aber Du hast den Franz seitdem wieder gesehen?" fragte Cajetana.

„Nein," war die Antwort, die nun gern das Gespräch beendigen wollte.

„Er hat Dich nicht einmal wieder am Sanct Peter getroffen?" forschte Cajetana dennoch weiter.

„Ich bin nicht dort gewesen," erwiederte Kathi.

„Das ist Unrecht von Dir!" sagte das Fräulein lebhaft. „Er hat Dich vielleicht gesucht."

„Was fragt er nach der Zigeunerdirne!" entgegnete Kathi. — „Was er hat wissen wollen, das hab' ich ihm gesagt — seine Eltern haben's dann auch erfahren, und er hat mit mir nichts mehr zu schaffen."

„Du bist böse auf ihn, Kathi, daß er Dich gegen seine Mutter nicht vertheidigt hat —"

„Wie sollt' ich böse sein? Nennen sie mich nicht Alle eine Zigeunerdirne? Man läßt sich wohl von ihnen wahrsagen oder Verborgenes ausforschen, aber wenn das geschehen ist, läßt man sie laufen."

„Du thust dem Franz Unrecht. Der denkt von Dir gewiß anders, und wenn er der Frau Mutter nicht widersprochen hat, weil sie dadurch nur noch erbitterter gegen Dich würde, so denkt er in seinem Herzen gewiß gut von

Dir, und Du würdest das gesehen haben, wenn Du ihm noch einmal begegnet wärest. Ich wäre ihm wenigstens nicht mit Absicht aus dem Wege gegangen, wie Du eigensinnig gethan hast —"

Kathi lauschte mit niedergeschlagenen Augen auf diese Worte, welche auf sie einen trostreichen Eindruck machten, aber sie sprach sich nicht weiter aus, sondern schüttelte nur ein wenig den Kopf. Da wurde sie durch einen leisen Ausruf Cajetana's, der plötzlich ihre Rede unterbrach, veranlaßt, rasch aufzublicken; sie sah auch gleich die Ursache, welche das Fräulein erschreckt hatte. Ein fremder Mann, welcher den rothen Soldatenrock und einen schweren Reiterdegen trug, kam den Aufgang der Terrasse empor. Auch Kathi erschrack und wechselte die Farbe: war sie doch gewohnt, in jedem kaiserlichen Reiter einen Feind zu erblicken, seit man auf sie und ihren Vater einst förmlich Jagd gemacht hatte!

Cajetana ging aber dem Fremden mit erglühendem Angesicht entgegen. Der zog vor ihr den Hut, und Kathi konnte bemerken, daß es ein junger, bildschöner Mann war, der in diesem Augenblicke auch vor Verlegenheit roth wurde und mit einer tiefen Verneigung dem Fräulein nahte.

„Ich habe um Verzeihung zu bitten," sagte er, und seine unsichere Stimme verrieth, daß ihn die Kühnheit des

Entschlußes, welche ihn ohne langes Besinnen hieher geführt, bei Cajetana's Anblick verlassen hatte. „Die Frau Gräfin ist, wie mir vom Thürsteher beschieden worden, nicht zu sprechen; ich fragte nach meiner Schwester, man sagte mir, daß sie nicht mehr im Hause sei, ich erlaubte mir, darüber betroffen, nach Ihnen, mein gnädiges Fräulein, zu fragen, und wurde beschieden, daß Sie im Garten seien. Wird mich das Verlangen, über das Schicksal meiner Schwester etwas zu erfahren, bei Ihnen entschuldigen, daß ich es wagte —?"

„Sie können sich nur freuen, Herr von Riedau," erwiederte Cajetana mit freundlicher Genugthuung. „Ihre Schwester ist bei dem Hofstaat Ihrer römisch königlichen Majestät aufgenommen."

Verwundert blickte Riedau bei dieser unerklärbaren Nachricht — seine Schwester am Hofe, selbst in untergeordnetem Dienste, wie hing das zusammen? „Sie verdankt es Ihrer Frau Tante?" fragte er.

„Ich kann darüber nichts sagen," antwortete Cajetana ausweichend, denn sie wußte wohl, daß die Gräfin weder etwas dazu gethan hatte, noch damit zufrieden war, wie sie nicht verhehlt hatte. „Es kam sehr überraschend, die Obersthofmeisterin hat die Anordnung getroffen."

„Möchte es zu Anna's Glück sein!" sagte Max, und bat nochmals um Verzeihung für seine Dreistigkeit,

sich unangemeldet hier eingeführt zu haben. Cajetana's Augen begegneten bei ihrer Antwort einen Moment den seinigen, und sie wußte selbst nicht wie, das Bild lebte in ihr auf, wie er beim letzten Scheiden in Sturm und Schnee sie zum Fenster hinauf gegrüßt und sie den Gruß mit einer Bewegung der Hand erwiedert hatte, deren sie sich jetzt in beschämender Erinnerung wieder bewußt wurde. Eine liebliche Verwirrung, welcher sie nicht Meisterin zu werden verstand, malte sich in ihren schönen Zügen, und Max, der ohnehin selbst von ihrer Nähe befangen war, verlor mehr und mehr die Geistesgegenwart, die ihn fähig gemacht hätte, auch nur das Gewöhnlichste zu sprechen. Wie er sie vor sich sah, war sie ja wieder ganz die reizende, kindlich anmuthige Erscheinung, welche er in Cajetana gleich wieder zu erkennen geglaubt, und nur an dem vermeintlichen, kalten Stolze, den er zuerst an der Nichte der Gräfin Königsegg wahrzunehmen gewöhnt, in seinem Geiste wieder erloschen oder mit dieser räthselhaft verschmolzen war! Entzückt, in ihr Anschauen verloren, dachte er nicht an das Unstatthafte der Situation, welcher sich nun Cajetana mit aller Kraft entrang.

„Sie sind erst kürzlich in Wien angekommen?“ fragte sie.

„Erst heut'! Ich habe nur die Depeschen, mit welchen mich der Feldzeugmeister aus Tirol hergesandt, ab=

gegeben, und bin dann gleich gekommen, um mich auch eines Briefes und mündlicher Aufträge zu entledigen, mit welchen mich der Herr Graf von Königsegg an seine Frau Mutter beehrt hat."

„Befindet sich mein Herr Vormund ganz wohl?" fragte Cajetana.

„Nach seiner Thätigkeit zu urtheilen, ja!" versicherte Riedau.

„Hat er denn wirklich so viel zu thun, daß er nicht im Fasching nach Wien kommen kann? Es sind ja so viele Offiziere aus den Winterquartieren hier, wie ich gehört habe. Und mein Vater sagte immer, daß in den Winterquartieren so wenig Dienst ist. Der Gräfin thut es so leid, daß Graf Karl nicht kommen will."

„Der Brief, den ich überbringe, wird die Gründe, welche ihn abhalten, besser angeben, als ich es vermöchte," erwiederte Riedau. Sie waren unterdessen auf dem Rückwege zum Hause begriffen und Kathi folgte ihnen in einiger Entfernung nach. Als sie das Portal betraten, kam eben Graf Trautson, welcher sich von der Gräfin verabschiedet hatte, aus der Thüre des Vorzimmers zur Rechten. Er blickte verwundert, Cajetana in Gesellschaft eines Offiziers zu begegnen, doch als er sie grüßte, erkannte er Riedau, von dessen Ankunft er noch

nichts gehört hatte, und dieser trat ihm ehrerbietig entgegen.

„Ich werde die Gräfin von Ihrem Auftrage benachrichtigen,“ sagte Cajetana, nur halb zu dem jungen Offizier gewendet, und eilte dann nach der Thüre, aus welcher Trautson eben gekommen war. Sie schien Kathi ganz vergessen zu haben. Diese aber schlüpfte mit der ihr eigenen blitzschnellen Gewandtheit an dem Obristkämmerer, der sie erstaunt ansah, vorüber, ergriff Cajetana's Hand, küßte diese und verließ, ohne noch ein Wort zu dem Fräulein zu sagen, das vordere Portal. Cajetana verschwand in der innern Thüre und der Graf fragte: „Wer war das?“

Max konnte ihm keine weitere Auskunft geben, als daß er sie mit Fräulein von Feldberg im Garten gefunden, sie aber sonst noch nie gesehen habe. Dem Grafen war es aber schon aufgegangen, wo er dies ausdrucksvolle braune Gesicht erblickt, und es war nun zum dritten Male, daß es einem Irrlichte gleich an seinem Wege vorübergaukelnd ihn getäuscht hatte. Nun aber Cajetana mit ihr verkehrte, hoffte er endlich zu seinem Ziele zu kommen. Er fragte Max noch um die Zustände bei den Truppen, wo er denn die alte Klage um schlechte Versorgung durch das Commissariat hörte; er wünschte von seinem Freunde Karl Fidelis etwas zu erfahren, aber Nie-

dau, welcher ziemlich fern vom Hauptquartiere lag, hatte ihn nur wenig gesehen und konnte nur über seine letzte Zusammenkunft mit ihm, als er zu seinem Courierritt dort abgefertigt worden, etwas erzählen. Da hatte der Graf allergings nicht so gesund und frisch ausgesehen, als ihn Riedau im Kriege gegen die Türken gekannt, er war auch nicht so fröhlich gewesen, wie sonst im Felde; Riedau hatte ihm das offen gesagt, worauf der Graf etwas auffallend geantwortet: Laß nur wieder Krieg werden, Max, das macht mich gesund! Max ahnte nicht, was er durch diese Mittheilungen für Gedanken in Trautson's Seele weckte.

Die Gräfin ließ nun Herrn von Riedau bitten, zu ihr zu kommen, und Trauson begab sich nach Hause, um seiner Frau zu berichten, welche Pläne er durch seine Kunde bei der Königsegg geweckt und was sie ihm nun aufgetragen habe. Er erzählte ihr Alles getreulich und verschwieg ihr auch nicht, daß ihm dort überraschend wieder das Mädchen erschienen sei, welchem er im Auftrage seines Gebieters schon so lange nachgeforscht. Fast interessirte sich Marie Theresia mehr für die Letztere, als für Cajetana's Angelegenheit — es war der Reiz des Geheimnisses, welcher die Tochter des Verbrechers umkleidete. Sie glaubte nun aber auch gewiß, daß es ihm jetzt wohl endlich gelingen werde, wonach er bisher vergeblich gestrebt hatte.

„Den Ring zeigst Du mir, nicht wahr, wenn Du ihn von ihr ausgelöst hast?" fragte sie eifrig. „Ich möchte ihn so gern sehen. — Aber Du wirst keine Gewalt anwenden, Leopold?"

„Erst muß ich das wilde Vöglein doch fangen," erwiederte er lächelnd. „Dann aber kannst Du auf sanfte Behandlung rechnen, sie ist ausdrücklich zur Pflicht gemacht. Wenn nur ihr Vater nicht wäre!"

Die Annahme, daß er der Mörder des Wildmeisters von Schönbrunn sei, war auch der Gräfin bekannt, und sie stimmte dem Gatten bei, daß für die Tochter daraus unglückliche Folgen vorherzusehen wären, wenn nicht das Schicksal Beide etwa schon getrennt hätte. Die Gräfin wußte ferner, in welcher Beziehung der Mann zu Cajetana stand, und war ganz aufgeregt, daß es Trautson nicht heute schon gelungen war, Licht in das Dunkel zu bringen, da er nun vielleicht lange auf eine Gelegenheit, mit Cajetana ungestört zu sprechen, warten müsse.

„Die Gelegenheit wird sich bald finden, Resi," sagte er, „denn wenn Du nichts dawider hast, werde ich diesmal auch dem Glückswurf, der die Paare bei dem Fest bestimmt, ein wenig zu Hülfe kommen. Die Königsegg wünscht Cajetana vor der rücksichtslosen Huldigung des schönen Römers, wie er allgemein heißt, zu

bewahren, und sähe es am liebsten, wenn ich wieder, wie bei der Schlittenfahrt nach Laxenburg, ihr Begleiter würde."

„Aber Cajetana wird damit nicht zufrieden sein!" erwiederte die Gräfin heiter.

„Das fürchte ich selbst — ich bin für ein junges Mädchen wohl ein schlechter Gesellschafter. Indessen wirst Du mir Recht geben, wenn ich den Wunsch, den übrigens die Königsegg nur scherzend äußerte, zu erfüllen suche. Möchte es ihr selbst nur gelingen, durch das Opfer, das sie bringt, für ihr Pflegekind etwas zu erreichen. Wie ich die Gräfin kenne, halte ich es für ein großes Opfer, daß sie sich für den ganzen Festabend mit dem Herrn Reichsgrafen zusammen geben läßt."

„Ich kenne ihn nicht," sagte Marie Theresia, „aber wie ihn der Wratislaw schildert, würde ich mich vor ihm fürchten. Hätte ich etwas zu bestimmen, Leopold, so ließe ich überhaupt nur loosen für die, welche ihr Theil noch nicht haben — Ehepaare müßten gar nicht getrennt werden. Warum könnten wir Beide nicht auch dort zusammen bleiben?"

„Das wäre auch mir das Liebste, Resi!" erwiederte er herzlich.

Da es aber doch nicht statthaft war, traf er die Anstalt, welche er mit der Gräfin Francesca verabredet hatte, und bald ging dem Reichsgrafen von Cronberg,

welcher mit Angst der Dinge harrte, die da kommen würden, die Benachrichtigung zu, daß ihm das Loos zugefallen sei, mit der verwitweten Frau Gräfin von Königsegg ein Paar zu bilden, und zwar, wie es gleichfalls durch den Glückswurf aus der Zahl der noch verfügbaren Trachten bestimmt worden, als Türke und Türkin. Das Schicksal war nun entschieden, und nachdem sich der Graf einmal ergeben hatte, war er immer noch zufrieden, daß es so und nicht anders gefallen war. Eine ehrbare Witib war ihm ganz recht — was würde aus ihm geworden sein, wenn er in die Hände eines jungen, schnippischen, lachenden Mädchens gefallen wäre? Uebrigens war er der Frau Gräfin vor mehrern Jahren einmal vorgestellt worden und kannte ja auch ihren Sohn, den freisamen und weidlichen Grafen Fidelis, welcher draußen in Tirol auf der Franzosenlauer stand. Da wußte er doch etwas mit ihr zu reden — wie anders, wenn er an eine wildfremde Dame gekommen wäre?

„Veit!"

„Hochgräfliche Gnaden haben etwas Angenehmes erfahren? Dieselben sehen sehr erfreut aus!"

„Im Gegentheil, Mensch! Man hat mich, wie einen Galeerensclaven, an eine andere Person geschmiedet, mit der ich mich am 17. hujus durch eine ganze —

wie heißt es doch?" — Er sah in das Schreiben — „durch eine ganze Nationenwirthschaft hindurchrudern muß."

Veit mochte ganz eigene unehrbietige Gedanken über seinen Herrn haben, denn er sah ihn höchst bedenklich an. Der Graf gab ihm Befehl, eine besondere Staatskleidung hervorzusuchen, ihn anzukleiden und demnächst den Wagen anspannen zu lassen. Dann fuhr er mit ihm nach Gumpendorf hinaus und erklärte ihm erst unterwegs die Ursache.

Als der schwere, altfränkische Wagen in der Allee sichtbar wurde, die zum Gartenpalais führte, errieth die Gräfin Francesca, welche von der Erfüllung ihres Wunsches bereits benachrichtigt war, sogleich, wen diese Karrosse, die sie nie gesehen hatte, ihr bringen werde. — „Cajetana!" rief sie, und diese, welche mit einer Arbeit beschäftigt, dem Fenster entfernt saß, blickte von dem aufgeregten Rufe überrascht auf.

„Dort kommt ein Besuch, für den ich erst Toilette machen muß. Blicke mich nicht verwundert an. Für diesen Besuch paßt meine Toilette nicht. Du wirst statt meiner empfangen, ich komme Dir jedoch zu Hülfe, so schnell ich kann. Nun, Mädchen, Du hast eine gute Prüfung zu bestehen: das ist der Graf Cronberg, hörst Du? Dein Vetter! Benimm Dich klug, verrathe Dich mit keiner Miene! Ich warne Dich ernstlich, daß Du Dich

nicht wieder von Deinen Gefühlen hinreißen lässest, wie es gegen die Riedau geschehen. Du empfängst als meine Nichte den Grafen, vergiß das nicht.“

Cajetana war so bestürzt, daß die Gräfin von dem eindringlichen Tone abgehend sie mit einem Kuß liebreich bat, sich zu fassen und ihren Wunsch, der nur ihr Bestes wolle, zu erfüllen; sie werde nur wenige Minuten brauchen, sich in passende Toilette zu setzen. Der Wagen war unterdessen vorgefahren und die Gräfin entfernte sich in ihr Cabinet, noch ehe die Anmeldung kam, welche von Cajetana nach ihrem Befehl angenommen wurde.

Vor dem Grafen Cronberg öffneten sich die Thüren; ihm war, als er Veit, seinen letzten Trost, draußen lassen mußte, zu Muthe, als ginge er der Tortur entgegen. Ohne recht aufzuschauen, näherte er sich der Dame, welche er in dem Zimmer fand, mit mehrern tiefen Verbeugungen und sprach in tiefen Gurgeltönen etwas von der Ehre, in vergangenen Zeiten schon der gnädigen Frau Gräfin einmal vorgestellt zu sein.

Eine halblaute und zitternde Stimme antwortete ihm, daß die Gräfin um Entschuldigung bitten lasse, ihn nicht sogleich empfangen zu haben, daß sie aber sehr bald erscheinen werde.

Cronberg sah jetzt erst die Dame, vor welcher er stand, recht an, und wurde überrascht von deren Jugend

und Lieblichkeit. Er, der Frauenverächter, fühlte es warm und wohlthuend vom Auge bis in das Herz hinein, daß es doch eine Macht der Schönheit gibt, welche er bis jetzt geläugnet und verspottet hatte. Und dies junge Mädchen stand vor ihm so demüthig und verwirrt, daß er selbst wunderbar dadurch an Muth gewann.

„Verzeihen Sie doch ja!“ rief er. „Mich hatte der helle Schein vom Fenster geblendet — ich glaubte die Frau Gräfin von Königsegg zu sehen —“

Sie wiederholte, daß die Gräfin nur wenige Augenblicke verziehen werde, und lud ihn zum Sitzen ein. Ihre Fassung kehrte mit dem erwachenden Stolze zurück. Sie fand Kraft, den Mann zu betrachten, welcher die Verwandtschaft ihres Vaters zurückgewiesen, und für sie selbst gegen Graf Karl, wie sie nun mit unaussprechlicher Beschämung sich in das Gedächtniß rief, jeden Schritt abgelehnt hatte, welcher ihm ohne ihr Vorwissen zugemuthet worden war. Sie hätte den Grafen Karl ja sonst auf Knieen gebeten, kein Wort für sie zu verlieren. In dieser Erinnerung stieg eine neue brennende Glut in ihrem Antlitz auf, und der alte Herr gerieth darüber, er wußte selbst nicht warum, in große Verlegenheit. Doch fand er sie bildschön — er glaubte in seinem ganzen Leben nichts Schöneres gesehen zu haben.

Aber ein Wort der schicklichen Unterhaltung fand er

nicht. Er fühlte, daß es seine Schuldigkeit sei, bis zur Ankunft der Gräfin mit der jungen Dame eine Conversation zu führen, aber wovon er sprechen sollte, wußte er nicht, und in seiner steigenden Verlegenheit trat ihm der Schweiß in dicken Perlen auf die Stirn und näßte die künstlich toupirten Locken der stattlichen Perücke, welche er sich eigends für diesen Besuch hatte anfertigen lassen. Sein Auge hing fast mit flehendem Ausdrucke an dem der jungen Dame, daß sie doch den Anfang machen möchte, aber sie hatte ihre schönen weißen Lider gesenkt, und die langen dunkeln Wimpern zuckten unter der Macht ihrer eigenen Gefühle bei diesem stummen Gegenüber mit dem Manne, der sie verläugnet hatte. Indessen gedachte sie der Gräfin und ihrer Ermahnung, und so that sie denn wirklich eine an sich gleichgültige Frage, deren Silberklang aber wie jenes Wunderglöcklein der alten Sage flugs alle seine Beängstigung in Wohlgefühlen löste. Er antwortete ihr, und ein Gespräch kam wirklich in Gang, wobei er immer mehr Selbstvertrauen gewann und zuletzt sogar einen unbeholfenen Scherz wagte, der ein Lächeln auf Cajetana's Lippen rief. Das kleidete sie erst so wunderschön, daß es ihm fast leid that, als in diesem Momente die Thüre zum innern Nebengemach sich öffnete und die Gräfin Königsegg eintrat. Er erhob sich geräuschvoll, wobei der Sessel, der seine schwere Last nur mühsam ge-

tragen, fast umschlug, und brachte nun seine ehrfurchtsvollen Verbeugungen erst an rechter Stelle an. Cajetana war mit ihm zugleich aufgestanden, machte ihm eine leichte anmuthige Verneigung und verschwand durch dieselbe Thüre, welche die Gräfin eben eingelassen hatte. Ihm war es, als falle nun wieder die ganze Last von Verlegenheit, die im Gespräche mit ihr so glücklich von ihm gewichen, wieder auf seine Brust zurück.

Die Gräfin hatte in der That eine Toilette gemacht, wie sie Cajetana noch nie an ihr bemerkt hatte: im Vorübergehen konnte sie nicht umhin, sie mit erstauntem Blick zu betrachten. So matronenhaft war die Gräfin Francesca noch nie gekleidet gewesen, die Haube hatte ihre schöne Stirn und die feinen interessanten Züge wohl niemals so tief umschattet! Sie flößte auch dem Reichsgrafen in ihrer witwenhaften Erscheinung eine solche Ehrfurcht ein, daß er kaum zu athmen wagte, als sie ihn mit gnädiger Handbewegung einlud, sich wieder zu setzen, während sie Cajatana's Platz einnahm.

„Sie sind mir ein alter Bekannter, Herr Graf," sagte sie. „Als mein Gemahl noch lebte, habe ich Sie zuweilen bei ihm gesehen. Es ist mir darum lieb, recht lieb, daß ich auf diese Weise unsere Bekanntschaft erneuern kann."

„Ich werde die Ehre haben — mir ist die Ehre zu Theil geworden —"

„Wir werden zusammen figuriren, lieber Graf, und müssen uns so gut aus der Affaire ziehen, als möglich. Habe ich recht verstanden, daß wir dem Erbfeinde der Christenheit unser Costüm entlehnen sollen?"

„Türke und Türkin —" bestätigte der Graf.

„Ganz richtig. Welche Farben werden Sie wählen? Die Pracht des Orients läßt darin eine unbeschränkte Freiheit."

„Ich weiß wirklich nicht — Euer Gnaden möchten darüber bestimmen," sagte er in neuer Verlegenheit.

„Gut. Ich werde für mich wählen — kleiden Sie sich ganz nach Ihrem eigenen Geschmack. Eine Harmonie der Farben ist bei den Osmanen nicht nöthig, je schreiender sie abstechen, desto besser. Wir finden uns in der Favorita zusammen — oder werden Sie mir die Ehre erzeugen, mich abzuholen?"

„Wenn Euer Gnaden mir das erlauben —"

„So erwarte ich Sie eine Stunde früher, als wir zur Favorita befohlen sind. Daß wir in unsern Jahren uns noch solchen Maskeraden hingeben müssen! Indessen will es die hergebrachte Sitte des Carnevals. Wir gehen unsere Ronde durch den Saal, zu tanzen wird uns Niemand zumuthen. — Meine Nichte hat mich doch entschuldigt, daß ich Sie habe warten lassen —"

„O es war mir sehr lieb — sehr lieb —"

„Sie schmeicheln mir nicht, lieber Graf," versetzte sie lächelnd. „Das erwarte ich auch nicht. Es freut mich, daß die Unterhaltung meiner kleinen Nichte Sie befriedigt hat. Ist es nicht ein liebes, herziges Kind? In unsern Jahren, lieber Graf, können wir schon so sprechen ohne alle Gefahr. Sie sind ja überdem, wie man mir gesagt hat, ein Feind unsers Geschlechts —"

„Wer hat Ihnen das gesagt?" fuhr der Reichsgraf etwas ungestüm auf.

„Sie selbst! Haben Sie nicht das ganze weibliche Geschlecht verschmäht, indem Sie Keiner Herz und Hand geschenkt haben?"

„O das — das hat sich nur nicht gefügt — es hat keine Gelegenheit gegeben —"

„Ich will Sie weiter nicht quälen. Sie haben gewiß Ihre guten Gründe gehabt. Wird Ihnen aber nicht heiß in dem Gedanken, auch nur für wenige Stunden einer Dame anzugehören? — Ruhig, lieber Graf. Sie verwöhnen mich sonst durch Schmeicheleien. Danken Sie es dem Glückswurf, daß Sie wenigstens mit einer alten Frau zusammengekommen sind, und nicht etwa mit einem jungen Mädchen, wie meine Nichte!"

„O das wäre mir —" Hier erschrack der Graf aber selbst vor der Unschicklichkeit, die er hatte aussprechen

wollen. Freilich wäre es ihm gar nicht so unlieb gewesen, als die alte Dame glauben mochte.

Sie errieth, was er hatte sagen wollen, und lachte herzlich, ohne es ihm im Geringsten übel zu nehmen. Dann, nach einer kurzen, von ihr gewandt geführten Fortsetzung des Gesprächs erleichterte sie ihm den Aufbruch, an welchen er schaudernd gedacht, wie er ihn, ohne unhöflich zu sein, werde bewerkstelligen können. Als er draußen seines Veit ansichtig wurde, war es mit der stolzen Miene eines Siegers, der aus einer gewonnenen Schlacht zurückkehrt. Im Wagen aber fragte er dringend, wie die heutige Mittagstafel beschickt sei, da er einen Löwenhunger verspüre. „So etwas macht Appetit!“ versicherte er.

Nachdem er das Haus verlassen hatte, änderte Gräfin Francesca mit geschickter Hand ihren entstellenden Kopfputz, legte den schwarzen ungraciösen Ueberwurf ab, der ihre zierliche Gestalt verhüllt hatte, und war wieder ganz sie selbst und in der heitersten Laune, als Cajetana zu ihr zurückkam.

„Tani, wie ich mit Weihrauch vergöttert worden bin in diesen wenigen Minuten, kannst Du Dir nicht denken!“ rief sie. „Dein Oheim hat mich durch seine Schmeicheleien ganz berauscht. Was soll aus mir bei der Maskerade mit diesem gefährlichen Manne werden! Wohl Dir,

daß Dich das Loos mit einem so ehrenfesten und schweigsamen Gefährten bedacht hat—sei dankbar dafür."

„Das bin ich auch," erwiederte Cajetana. „Ich fühle mich in der Gesellschaft des Grafen Trautson immer so sicher geborgen und im Grunde meines Herzens so ruhig — wie einst im Schutze meines Vaters!" setzte sie mit sinkender Stimme hinzu.

Die Gräfin blickte, plötzlich ernst werdend, vor sich nieder und erwiederte nichts.

Drittes Capitel.

Die verrathene Freistatt.

Auf dem Platz, den die Wiener Volkssprache von der Kirche, welche Kaiser Leopold I. neu und prächtig an Stelle des uralten Gotteshauses erbaut hatte, nur kurzweg den Peter nennt, weilte um die Mittagsstunde ein junger Mann, der Jemand zu erwarten schien. Bei dem lebhaften Verkehr in dieser Stadtgegend war das nichts Ungewöhnliches, doch hätten die Bewohner der anliegenden Häuser wohl bemerken können, daß der junge Mann, welcher den Platz regelmäßig des Morgens über-

schritt, um Mittag, wenn er zurückkam, öfters hier zögerte, auch wohl ein Paarmal auf und ab ging und sich viel umsah, dann aber, ohne daß sich Jemand zu ihm gefunden hätte, langsam seinen Weg nach dem nahen Graben fortsetzte, wo man ihn aus den Augen verlor. Das war auch heute der Fall. Vergebens hatte er sich in allen Richtungen umgeschaut, obgleich ihm eine Hoffnung, die er sich nicht erklären konnte, gesagt, daß er heute finden werde, was er nun schon seit so langer Zeit fruchtlos erwartete. Er sah sich aber auch diesmal getäuscht, und weil ihn jene unbegründete Hoffnung etwas mehr festgehalten, als sonst, so kam er später nach Hause, als zu der ein- wie allemal fest bestimmten Stunde.

„Aber Franz, wo steckst Du?“ empfing ihn die Stimme der Mutter, als er kaum die Schwelle überschritten hatte, in ihrem verdrießlichsten Tone. „Ich habe mir die Augen fast nach Dir ausgeschaut und glaubte schon, Dir sei ein Unglück begegnet. Hast etwa wieder eine Jagd auf die hübsche Zigeunerin gemacht?“

Franz war in seinem Bewußtsein, obgleich aus ganz anderm Grunde, als den die Mutter voraussetzte, nicht völlig sicher, konnte daher nur eine allgemeine Entschuldigung seines verspäteten Kommens äußern.

„Ja, ja, ich glaub's!“ sagte Frau Riedl spöttisch. „Es sollte mir schon recht sein, wenn Du die Dirne ein-

fingest, damit sie ihrer verdienten Bestrafung überliefert würde — aber Du hast ja nur Liebes und Gutes von ihr zu reden. Deine Mutter mag immer nur hinsiechen von dem Uebel, das sie ihr angethan — was kümmert's Dich? An einer Frau im Hause wird es nicht lange fehlen, wenn auch die Mutter stirbt, und vielleicht geht es dann hier viel lustiger zu. Brumme nicht, Mann. Dich mein' ich nicht — Du wirst nicht so toll sein, in Deinem Alter noch einmal zu heirathen; auch nähme Dich Keine, als die sich hinter Deinem Rücken ihr Fädchen spänne, was ich von einer ehrbaren Wiener Bürgertochter nicht glauben kann. Aber der junge Herr dort, der sich so leicht um andere Dinge getröstet hat, wo ihm erst das Herz brechen wollte, der wird sich nicht lange besinnen, wenn ich todt bin und kein Wort mehr d'rein zu reden habe."

Hier konnten Beide, Vater und Sohn, doch nicht umhin, der traurigen Anschuldigung zu widersprechen; Frau Riedl aber hörte nicht auf sie, sondern ging die Suppe aufzutragen, mit welcher sie heute auf die Heimkehr des Sohnes so lange hatte warten müssen. Im Ganzen war die Frau nicht schlimmer geworden, als früher, wie sehr man es durch ihre Krankheit hätte erklären können; im Gegentheil schien diese Krankheit eher mildernd auf sie eingewirkt zu haben, nur zuweilen, wenn sie besonders gereizt wurde, wie es immer der Fall war, wenn

die arme Kathi in das Spiel kam, nahm sie wieder den alten scharfen Ton an. Räthselhaft blieb überhaupt ihre Krankheit, an welcher sich die Kunst des Arztes, welchen der besorgte Gatte in Anspruch genommen hatte, völlig rathlos erwies, weil er außer einem allgemeinen, hinschmachtenden Zustande kein Symptom wahrnehmen konnte und seine belebenden oder stärkenden Mittel ohne alle Wirkung geblieben waren. Selbst aufgeklärte Nachbaren waren daher zu dem Glauben geneigt, daß hier eine geheimnißvolle und übernatürliche Ursache obwalte, die nur auf eben solchem Wege, dafern es nicht gegen die heilige Kirche verstoße, zu bekämpfen sei.

Beim Essen hatte Frau Riedl wiederum gar keinen Appetit, sie genoß nur wenige Löffel Suppe und hatte um so mehr Muße zu sprechen. Seit einiger Zeit beschäftigte sie sich wieder viel mit dem Fräulein von Cronberg. Die Nachricht, welche Franz einst über die Aufnahme Cajetana's in das Haus der Gräfin Königsegg heimgebracht hatte, war für Frau Riedl eine wahrhaft aufregende gewesen, denn sie hatte daran die mannichfachsten Vermuthungen geknüpft. Innerlich wurden die Vorwürfe, die sie sich zuweilen schon über ihr Verfahren gegen Cajetana gemacht hatte, immer lebhafter, aber sie hütete sich wohl, dieselben laut werden zu lassen. Auch heute befand sie sich nach ihren Worten, als sie auf die alte Zeit zu sprechen kam, vollkommen in ihrem Rechte.

„Was hätten wir wohl im Hause mit ihr anfangen sollen? Haben wir's etwa dazu, fremder Leute Kind zu erhalten und zu versorgen, Anton? Es wäre eine Gewissenlosigkeit gewesen. Nun ist ja auch Alles zu ihrem Glücke ausgeschlagen. Die Gräfin hat zwei Männer gehabt und keine Kinder — wer weiß, wer sie einmal beerbt, wenn sie an der Cajetani ein Wohlgefallen findet? Das kann sie schon, denn ich habe sie auch lieb gehabt und gehalten, wie meinen Augapfel.“ Bei der Wiederholung dieses ihres einstigen Lieblingsausdrucks sah sie ihren Mann sträflich an, ob sie etwa einen Zweifel daran in seinem Gesicht entdecken könne. Er kaute jedoch als geduldiger Zuhörer unverfänglich weiter und sie fuhr fort: „Sie ist nun unter vornehmen Leuten und hat sogar Zutritt bei den kaiserlichen Majestäten. Natürlich denkt sie an Unsereinen gar nicht mehr, und wenn wir ihr einmal begegnen sollten, so wird sie sich zur Seite abwenden, als kennte sie uns nicht. Das ist die Dankbarkeit für alle meine Wohlthaten. Ich hab's freilich nicht anders erwartet.“

„Sie hat aber so freundlich von Euch gesprochen,“ wandte Franz ein, „sie hat sich so theilnehmend nach Eurem Befinden erkundigt.“

„Hat sie das? Nun dann hätte sie mir auch helfen können, wenn sie das boshafte Geschöpf, das zu ihr kom-

men darf, bewogen hätte, mit ihrer heimtückischen Rache von mir abzulassen! Für wen habe ich mir denn das Elend auf den Hals gezogen? Doch nur für das gnädige Fräulein, das ich vor einem so unsaubern Umgange bewahren wollte! Aber auf Dank hat man nimmermehr zu rechnen, nicht einmal bei seinen eigenen Kindern! — Sei nur still, Franz, Du weißt schon, daß ich Recht habe." — Sie schwieg nun selbst ganz erschöpft und holte mit schweren Seufzern Athem, als sei ihr die Brust zugeschnürt.

Gegen Abend kam der Knecht aus Meidling, den sie ihren Hausmann nannte, nach der Stadt und wußte eine Gelegenheit abzupassen, wo er mit Frau Riedl allein sprechen konnte.

„Ich hab' die Zigeunerbrut aufgespürt," war sein erstes Wort.

„Was sagst Du? Wo hast sie?" rief Frau Riedl heftig aufgeregt.

„Ich hab' sie nicht, aber ich weiß, wo sie stecken, und wenn ich soll, geh' ich hin und geb' sie an."

„Erzähle doch, wie bist Du denn dazu gekommen?"

Der Knecht erzählte, daß er gestern, zufällig nach der Schaufelllucken gehend, wo er ein Geschäft gehabt, vor sich im Zwielicht des Abends ein Frauenzimmer ge-

sehen habe, das ihm grad' wie die braune Kathi aus dem Feldhüterhäusel vorgekommen sei. Die habe einen so ganz eigenen Gang, daß man's nicht leicht vergessen könne. Er sei ja oft genug mit Essen draußen bei dem Volke gewesen, um sich's recht zu merken. So habe er das Mädel, das er für die Kathi gehalten, nicht aus dem Auge gelassen — aber pfiffig hab' er's anstellen müssen, daß sie's nicht gemerkt, wie sie verfolgt werde, sonst würde sie wohl seinen Anschlag zu Schanden gemacht haben. Sie sei denn endlich in einen ganz wüsten Winkel hineingebogen, wo viel Strauchwerk und viel Gewächs gestanden; das habe ihm denn möglich gemacht, ihr ungesehen etwas dichter auf den Hacken zu sein, bis sie wieder vor einer kleinen schlechten Hütte stehen geblieben, eben wie das Häusel in Meidling gewesen, das sie schändlich abgebrannt hatten, als sie die Flucht ergriffen. Da habe das Mädchen eine Weile mit gebücktem Kopfe gehorcht — und auch er, der Hausmann, habe den Athem angehalten und die Augen angestrengt, denn er sei doch nicht recht seiner Sache gewiß gewesen. Endlich aber habe sie angeklopft, so recht diebisch mit fünf Schlägen, zwei, eins, zwei, als wollte sie den drinnen das rechte Zeichen geben. Nicht lange, so sei auch die Thüre aufgegangen, und er habe deutlich gehört: „Schläfst er, Mutter Merse?“ Der Kathi Stimme, darauf könne er nun

schwören. Was das alte Weib, das ihr die Thüre geöffnet, auf die Frage geantwortet, habe er nicht verstehen können, das Mädel sei dann in das Haus gegangen und der Riegel hinter ihr wieder vorgeschoben worden. Er habe sich noch eine Weile still verhalten, dann aber der Hütte näher geschlichen, wo er erst auf der andern Seite durch eine Ritze in dem verhangenen Fenster einen schwachen Lichtschimmer bemerkt habe. Drinnen sei Alles still gewesen, und nachdem er wohl eine Viertelstunde in aller Geduld unterm Fenster gehorcht, habe er fortgehen wollen, da ihn selbst ein Grauen auf der wüsten, abgelegenen Stelle überkommen — da aber sei's auf einmal im Hause laut geworden, er habe eine Mannsstimme vernommen, die gräßlich geflucht habe; gewiß behaupten wolle er zwar nicht, daß es die Stimme des alten Soldaten gewesen, des Vaters der Kathi, welcher wegen Mord landflüchtig geworden, die Stimme habe einen andern Klang gehabt, viel hohler, als er sich erinnerte, den Alten früher reden gehört zu haben, aber es konnte ja Niemand anders sein. Worüber er geflucht und was er gesprochen, das könne er nicht sagen, da er nur einzelne Worte verstanden; ihm sei's auch nun zu gräulich geworden, und er habe sich denn auf die Beine gemacht, da er doch nichts weiter hätte ausrichten können.

„Du weißt aber, wo es ist? Du hast Dir die

Stelle und das Haus genau gemerkt, daß Du es wieder finden kannst?" fragte Frau Riedl mit hastiger Rede.

„Mit verbundenen Augen!" versicherte der Hausmann. „Ich hab' mir viele Wahrzeichen genommen."

Sie nickte zufrieden und besann sich eine Weile. Dann ging sie nach der Thüre, die zur Küche führte, sah hinaus, um sich zu überzeugen, ob auch Niemand dort horche. Mann und Sohn arbeiteten hinten im Comtoir über wichtigen Handelsbriefen, welche eingegangen waren. Sie konnte also vor Ueberraschung ganz sicher sein. Mit fest eingekniffenen Lippen, die ihren Entschluß schon verkündeten, nahte sie sich wieder ihrem Knechte.

„Du bist ein kluger Kerl, Hausmann," sagte sie. „Hast Deine Sache gescheit angefangen, und wenn Du sie ebenso zu Ende bringst, soll's Dein Schade nicht sein. Du verdienst Dir außerdem noch ein Gotteslohn. Mir verhilfst Du wieder zu meiner Gesundheit, die mir die böse Brut gestohlen hat, und dem unschuldig vergossenen Blute des Wildmeisters schaffst Du seine Vergeltung, damit der Arme endlich Ruhe im Grabe findet."

„Ich soll sie also angeben?" fragte der Hausmann kurz.

„Das mußt Du selbst wissen. Ich will keinem Menschen etwas vorschreiben."

„Ihr sagt aber, daß es mein Schade nicht sein soll — was krieg' ich dafür?"

„Wenn ich wieder gesund werden kann, o dann sollst Du ein Geschenk haben, daß Dir das Herz lacht."

„Wie viel aber? Es wäre mir doch lieber zu wissen!"

„Wenn ich gesund bin —"

„Wenn ich die Zigeunerbrut angebe und zum Gefängniß schaffe!" berichtigte der Knecht ihre Bedingung. „Weiter kann ich doch nichts thun! Ihr sagt ja, daß Ihr gesund werdet, wenn das Mädel ihre Strafe erleiden muß — was wollt Ihr also mehr von mir?"

„Nun, Hausmann, ich verspreche Dir ein Geschenk — wieviel, das will ich mir erst überlegen, das hängt davon ab, was Du schaffst. Sorge nur dafür, wenn Du es doch thun willst — denn das ist Dein eigener, freier Wille, ich habe Dich nicht dazu überredet! — sorge aber dafür, daß Du nicht das leere Nest findest und die Vögel etwa ausgeflogen sind, wenn Du hinkommst!"

„Das weiß ich selbst! Wo aber bringe ich meine Sache an?"

„Ja, damit habe ich gar nichts zu schaffen," sagte sie, sich wieder nach der Thüre umsehend, als wolle sie ihn nun los sein. „Der Alte wird als Wilddieb verfolgt und hat, wie es heißt, den Wildmeister erschossen — wei-

ter weiß ich nichts und mag auch nichts weiter sagen. Geh' nur jetzt, Hausmann. Mir ist gar übel zu Muth." Sie setzte sich und stützte den Kopf in die Hand—diesmal verstellte sie sich nicht.

Der Knecht hätte gern noch ihr Versprechen in bestimmtere Form gebracht, da er von ihrer Freigebigkeit, durch Erfahrung belehrt, keine große Meinung hatte, aber er sah, daß er doch nichts ausrichten werde, und mußte sich mit dem Ungewissen begnügen. Es war nicht allein die wiederholte Aufforderung der Frau Riedl, nicht die eigene Verfolgungslust, die in rohen Seelen oft so mächtig ist, sondern noch ein besonderes Rachegelüst gegen die braune Kathi, welches ihn getrieben hatte, sie aufzuspüren. Kathi hatte einst seine Huldigungen auf die kränkendste Weise stolz abgewiesen. Was aber trieb Frau Riedl an, das Mädchen bis zur Vernichtung zu verfolgen?

„Anton," sagte sie beim Schlafengehen mit dem Tone der äußersten Hinfälligkeit zu ihrem Manne, „es geht mit mir zu Ende. Erschrick nicht so, Du zitterst ja, wie ein Espenlaub. Ich weiß, Du meinst es gut mit mir, ich hab's auch nicht anders um Dich verdient. Du bist ein braver Mann, Anton, aber schwach, sehr schwach, das wirst Du wohl selbst am besten fühlen. Kannst Du einer Seele etwas abschlagen? Dem Franz am wenigsten. Sage nun selbst, wenn ich todt wäre—"

„Ach Binerl, ich bitt' Dich, hör' auf! Du brichst mir das Herz entzwei. Der liebe Gott wird schon wieder helfen!"

„Ja, so sagst Du immer, und es ist auch schon recht so. Aber wenn man die Hände in den Schooß legt und keine Anstalt macht, sich selbst zu helfen, so zieht auch der liebe Gott die Hand von Einem ab; man verdient's (halt) nicht besser!"

„Aber Mutter, was soll denn geschehen? Sag' doch nur, ich will ja Alles thun, und müßt' ich bis an's Ende der Welt reisen, um Dir ein sicheres Arcanum zu holen!"

„Mir hilft kein Kraut — wenn nicht der giftige Wurm, der mich gestochen hat, auf der Wunde zerdrückt wird."

Er bekreuzte sich fromm. „Das sind unchristliche Reden, Binerl," wagte er kleinlaut zu entgegnen.

„Ich wollte auch gar nicht von mir reden," sagte sie. „Ich meinte nur, wenn ich todt wäre, und der Franz käme dann zu Dir und brächte Dir Eine, die er heirathen wollte, würdest Du's ihm abschlagen können?"

„Der Franz ist so vernünftig — er denkt nicht an's Heirathen, seit ihm das Herz so schwer geworden ist."

Sie lachte. „Glaubst Du's? Und wenn er doch d'ran dächte? — Schlägst Du's ihm ab?"

„Du wirst ja noch da sein, rede mir nicht so. Der Franz brächte uns doch gewiß ein wackeres Dirndl —“

„Er könnte Dir bringen, wen er wollte, Du hättest den Muth nicht, Nein zu sagen. Setz' den Fall, er käme Dir mit der Zigeuner-Kathi! Würdest Du Nein sagen?“

„Da ist ja gar kein Gedanke!“ rief er.

„So? Meinst Du? Nun, Anton, ich weiß das besser. Ich sag' Dir, wenn sie der Mutter mit ihrer schwarzen Kunst etwas anhaben kann, so kann sie's auch dem Sohne. Und sie hat's schon gethan. Er kann nicht mehr von ihr lassen, er hat die Tani rein vergessen, wenn er auch noch, um uns blind zu machen, von ihr spricht. Die braune Hexe ist jetzt sein Herzblatt — vor mir fürchtet er sich noch, aber wenn ich werde gestorben sein, da bringt er sie Dir als Tochter in's Haus, und Du wirst sie herzen.“

Vergebens suchte der geängstigte Mann sie von dieser unsinnigen Vorstellung abzubringen.

„Unsinnig, wie so?“ entgegnete sie. „Hast Du Dir die Braune einmal angeschaut? Danke Deinem Heiligen dafür, daß Du es nicht gethan hast. Ich wollte, ich wäre auch so klug gewesen. Dann hätte ich vor ihr Ruh' gehabt. Sie ist schon so, daß sie einem jungen Menschen gefallen kann, absonderlich hat sie ein Paar Augen, die

schmeicheln sich Einem ordentlich in das Herz hinein — ich fühlte es, wie sie mich bat, und widerstand ihr nur mit aller Kraft, darum habe ich sie eben erbittert. Anton! jetzt will ich Dir etwas sagen. Wenn es in Deiner Gewalt stände, dies Geschöpf mit seinem Vater den Gerichten zu überliefern, und damit Deine Frau und Deinen Sohn von ihren Zauberkünsten mit einem Male zu erlösen — würdest Du es thun?"

„Stelle mir doch nicht so grausame Fragen!" bat er.

„Ich sage Dir, Du würdest es nicht thun, denn Du könntest es nicht. Ich aber kann es." Sie schwieg. Er erwartete mit betrübter Seele, daß sie den Irrgängen ihrer Einbildung noch weiter folgen würde, aber zu seiner Erleichterung schien sie es aufzugeben, sprach überhaupt nicht mehr und ließ ihm den Glauben, daß sie eingeschlafen sei, mit welchem er denn auch beruhigt entschlummerte.

Die arme Kathi hatte keine Ahnung, was über ihrem Haupte schwebte, als sie an demselben Abende in dem abgelegenen Schlupfwinkel, wo ihr Vater bei der Witwe eines alten Kriegsgefährten eine Freistatt gefunden hatte, an dem dürftigen Lager saß und ihn bewachte. Bewachen mußte sie ihn, denn des Nachts war seine schlimmste Zeit, während er den Tag meist verschlief. So hatte

sich wenigstens in der letzten Zeit sein Zustand gestaltet, und darum war es eben Kathi möglich geworden, ihn ein Paarmal unter der Obhut der Witwe zu lassen und ihr Fräulein aufzusuchen, das zum Erstenmale in jener Nacht, freilich unerkannt, an ihr vorübergefahren war, als sie mit ihrem Vater noch keine Stätte hatte, wo sie ihr Haupt hinlegen konnte, als den harten Stein. Seitdem war ihnen die Witwe des alten Zeltgenossen begegnet und hatte sich mitleidig ihrer angenommen. Bei ihr, die jene kleine Hütte besaß, wo Riedl's Knecht sie aufgespürt hatte, wohnten sie nun, und die entschlossene Frau hatte bald auch über den Vater eine gewisse geistige Gewalt gewonnen, so daß sie, als Kathi auf längere Zeit jenen Ausgang wagte, für sein ruhiges Verhalten stehen konnte. Nur gestern war er wieder, kurz nachdem Kathi heimgekehrt war, in eine Tobsucht verfallen, die sie erschreckt hatte, und so bewachte sie ihn heute, als die Stunde kam, wo er sich vom Schlaf zu ermuntern pflegte, mit ängstlich besorgtem Herzen.

Ihre Sorge war aber unnöthig, denn er war schon lange wach, sie hatte es nur bei dem matten Lichte der kleinen Lampe, die sie obenein so gesetzt, daß er im Schatten lag, nicht bemerkt. Er hatte sein Auge weit offen auf seine Tochter gerichtet, deren Gesicht von dem Scheine ein wenig erhellt war.

„Kathi!“ sagte er endlich mit leiser Stimme.

Sie erschrack, als habe sie ein Geist gerufen — so sanft und liebevoll hatte der Vater wohl in langen Jahren ihren Namen nicht ausgesprochen; ihr Auge füllte sich mit Thränen und die freudigste Hoffnung schwellte ihre Brust. „Ja, Vater, ich bin hier,“ sprach sie.

„Bist Du in Markstein gewesen?“

Diese Frage raubte ihr schnell wieder allen Muth, den sie schon gefaßt hatte. Er war noch immer in die alten, wirren Strudel seiner Gedanken gebannt. Widersprechen durfte sie ihm nicht, denn er gerieth dann stets in großen Zorn, wovon sie erst gestern wieder ein Beispiel erlebt hatte. Sie beantwortete seine Frage also nur mit einem leisen Nein, ohne weitern Zusatz, wie es immer am besten war. Er seufzte darauf und warf sich zur andern Seite. Aber nur eine kurze Weile schwieg er heute, dann fing er wieder an, wie er sonst selten that, von demselben Gegenstande zu reden.

„Wirst Du morgen nach Markstein gehen?“

„Wenn ich kann, Vater,“ antwortete Kathi. So weit lag Markstein, über Berg und Thal, und sie dachte oft selbst daran, wie es dort einst viel besser gewesen! Dort hätte der Vater vielleicht Ruhe gefunden, aber er war ja nicht zu bewegen gewesen, sie dort zu suchen, sondern es hatte ihn nach längerm Umherirren wieder hier-

her zurückgetrieben, als ziehe es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt.

„Vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe. Ich könnte Dir noch mehr sagen, aber ein Eid bindet mein Gewissen. Was ich sonst gethan hab', das geht nur Menschen an, und wenn ich's verwinde, ist's gut, aber wenn man schwört, so geschieht's bei Gott, und der läßt sich nicht spotten.“

In dieser Vorstellung, die nicht aus der einfachen Seele des Alten entsprungen sein konnte, da er sich auf solche Dinge nie eingelassen hatte, erging er sich oft — vielleicht hatte sie ein fremder Einfluß, spitzfindig wie sie war, in ihm hervorgerufen, und er fand eine Art von Trost darin.

„Vergiß die Quelle nicht, von der ich Dir gesagt habe, die fließt darüber hin. Ein grauer Stein hängt über und gelbes Schwefelmoos wächst an den Felsen. Grabe tief, und wenn das Wasser nachstürzt, kehr' Dich nicht d'ran — streif' Dir den Hemdärmel auf bis an die Schulter — so tief wird es sein.“

Sie hatte diese irren Reden schon oft gehört. Wohl möglich, daß sie irgend einen wahren Grund hatten, aber wenn sie darauf eingegangen und etwa Fragen gethan, was sie dort im Wasser suchen solle, ob er etwas darin verloren oder vergraben habe, war er immer furchtbar

böse geworden, hatte geflucht und getobt, und im Augenblicke Alles vergessen, was er eben gesprochen hatte. So war sie denn zu der Ueberzeugung gelangt, daß es besser sei, ihn ruhig reden zu lassen und scheinbar mit Allem einverstanden zu sein, ohne ihn durch Einspruch oder Frage zu reizen.

„Laß Dich nur nicht sehen dabei“ — fuhr er nach einer Weile fort — „und wenn Einer kommt, schieß'! Auf Deine junge Seele fällt's nicht, Alles auf meine, auf meine! Das wird dann mit einander abgethan! —“

Hier stieß er ein dumpfes Aechzen aus, das der Tochter durch Mark und Bein ging. Sie faltete die Hände und betete für die Seele ihres Vaters.

„Hast Du ihn heut' gesehen?“ fragte er dann leise und heiser.

„Nein, Vater!“ sagte sie mit eindringlichem Tone, der zugleich flehend klang, daß er sich beruhigen möge.

„Du siehst ihn nicht — ich aber sehe ihn. Er hat mir gestern gewinkt. Ja, ich bin ihm gefolgt bis hieher, aber nun soll er mich auch liegen lassen, verkrümmt und zerschlagen, wie ich bin. Lustiger freilich wär's, Kathi, wenn wir Zwei im schönen Mondlicht draußen durch die Tannen streifen könnten — ist nicht ein schwacher Spürschnee gefallen? Kannst Bache vom Frischling unterscheiden, Mädel? Den Hund hast Du brav ge-

troffen — Gott bewahre mich, daß ich mehr von Dir verlange!“

Ihr Herz klopfte in immer heißern Schlägen; wenn seine Gedanken diese Richtung nahmen, glaubte sie jeden Moment, er werde mit rascher Hand einmal den Schleier herabreißen, dessen düsteres Geheimniß sie bis jetzt nur ahnen konnte. Was auch geschehen war, als sie ihn an jenem verhängnißvollen Tage allein gelassen hatte, um ihr Fräulein in ihrer tiefsten Betrübniß um den Tod des Vaters aufzusuchen, es war nie zwischen dem Alten und Kathi besprochen worden. Aber sie zitterte vor dem Wort, das ihre fast zur Gewißheit gestiegene Furcht bestätigen mußte — da sprang sein wandernder Geist wiederum ab davon.

„Mein gnädiger Herr wird schon wieder kommen,“ sagte er. „Ich kenne ihn besser! D'rauf und d'ran! Fest in die Steigbügel getreten, den Degen hart gefaßt! Trompeten an's Maul, ihr bunten Schlingel — zum Galopp blasen! Standarte voran! Wer läßt den Rittmeister im Stich? Wir haben ihn herausgehauen — er kommt schon wieder. Dann wird's auch mir wieder gut werden, Kathi! — Du gehst morgen mit mir zur Beichte?“

Von dieser überraschenden Frage, welche er noch niemals gethan, wallte des Mädchens Herz auf. „Ja

Vater, das wollen wir thun!“ rief sie mit unaussprechlicher Inbrunst.

Er sagte kein Wort mehr, er lag still, und nach einiger Zeit glaubte Kathi an seinen regelmäßigen Athemzügen zu hören, daß er wiederum eingeschlafen sei. Eigentlich war das ganz gegen seine Gewohnheit, da er sonst am Tage zu schlafen pflegte und meist die ganze Nacht abwechselnd in seinen wirren Reden sich erging, während Kathi am Lager saß, die sich nur gegen Morgen, oder wenn es am Abende möglich war, ein Paar Stunden Schlummer stahl. Heute, da er sich auf ungewohnte Weise beruhigt hatte, kam es auch wie ein sanfter Frieden über Kathi's Gemüth. Der Gedanke, den er zuletzt ausgesprochen hatte, morgen mit ihr zur heiligen Stätte zu gehen und in der Beichte den Segen der Buße zu suchen, war gewiß auch für ihn ein trostreicher gewesen, der ihm nun Stille und Frieden in die Seele gebracht hatte. Wie glücklich war Kathi in diesem Gedanken! Wie gern wollte sie alle ihre Kräfte aufbieten, den Vater, der sich nur mühsam fortschleppen konnte, zur Kirche zu führen, selbst wenn es nöthig wurde, auf ihren Schultern zu tragen! Sie wachte noch eine geraume Zeit, endlich legte sie sich zu Füßen des Vaters, wo ihre eigene Lagerstatt bereitet war, nieder und sank dann gleich in einen süßen, festen Schlaf.

Die lange Winternacht war im Scheiden. Am Himmel funkelten noch die Sterne, deren Licht nach Mondesuntergang wieder an Stärke gewonnen hatte, aber der Osten wurde bereits hell und die Kälte nahm empfindlich zu. Da nahten mehrere Männer der entlegenen Hütte, in welcher Kathi mit ihrem Vater schlief.

„Ist es auch recht hier? Du schaust Dich noch gar verdächtig um."

„Ich bin meiner Sache ganz gewiß," versicherte der Befragte.

„Leuchte her! Wo ist die Thüre?" Gleich darauf erklangen ein Paar dröhnende Schläge, welche in der Hütte auch den festesten Schlaf brechen mußten. Es regte sich aber nichts.

„Wir schlagen sie ein," ließ sich eine brummende Stimme vernehmen.

„Laßt das bleiben!" befahl der Nächste an der Thüre, welcher der Anführer zu sein schien. Er klopfte noch einmal stärker an, und als er drinnen endlich ein Geräusch hörte, rief er: „Macht auf, wenn ihr nicht wollt, daß die Thüre mit Gewalt geöffnet wird!"

„Wer kommt denn hier zur Nachtzeit bei einer armen Witwe einzusprechen?" fragte es von Innen.

„Das wird sie gleich sehen," antwortete der Klopfer barsch. „Wir kommen im Namen der Obrigkeit."

Einen Moment war drinnen Alles still, dann hieß es: „So können auch andere Leute sagen! Die hohe Obrigkeit wird es einer armen Witwe nicht verdenken, wenn sie ihr Haus bei Nacht verschlossen hält. Kommt bei Tage — da steht es offen. Ich habe nichts begangen und brauche mich vor der Obrigkeit auch nicht zu fürchten."

Ein Wink des Anführers, und unter donnernden Schlägen krachte die Thüre in ihren Angeln.

„Haltet ein! Ich will ja aufmachen!" kreischte die Frau. „Ihr schlagt mir Alles entzwei!" Die Thüre öffnete sich wirklich, und von der vorgehaltenen Laterne beleuchtet sahen die Männer die in einen groben Mantel verhüllte Gestalt auf der Schwelle, von welcher es schwer zu unterscheiden war, ob Mann oder Weib.

„Sie hat einen Einlieger im Haus — wo ist der?" herrschte sie der Anführer an.

„Einen alten lahmen Soldaten, ja! Einen Zeltbruder meines seligen Mannes, den ich aus Christenpflicht bei mir aufgenommen hatte. Mit dem werdet Ihr doch nichts schaffen wollen?"

Ohne weitere Antwort schob sie der Bewaffnete zur Seite und die Männer drängten sich in das Haus. Es waren ihrer Vier, drei davon aber nur mit Wehren versehen, der vierte trug eine Laterne.

„Wo hast Du den Landläufer?" fuhr der Anfüh=

rer wieder die Frau an, welche mit ihnen in die leere Stube kam. „Mach' nicht viel Umstände, sonst geht Dir's übel. — Einer besetze die Hausthür'!" befahl er gegen die Schergen gewandt, von denen der Nächste sofort umkehrte.

„Nun wenn's denn Gewalt gilt — ich bin ein Soldatenweib und weiß, daß dagegen nichts zu machen ist. Geht da hinein, da werdet Ihr den alten Mann finden!"

„Nehmt Euch in Acht, Herr!" raunte der Mann mit der Laterne dem Anführer zu. „Es sind ihrer Zwei d'rin — das Mädel schießt, wie'n Scharfschütz. Wer zuerst hinein geht, kann Blei zu schlucken kriegen!"

„Also Du voran!" befahl der Anführer. „Du hast sie verrathen, Du kannst den Weg zeigen. Vorwärts! Wir machen kein Federlesens mit Dir, wenn Du Dich sperrst."

In großer Angst klopfte der Bedrohte an die Thüre der Hinterstube. „Jungfer Kathi!" rief er schüchtern. „Wenn Sie d'rin ist, so mache Sie um Gotteswillen geduldig auf, und lasse die Herren von der Obrigkeit ein. Es sind ihrer sechs, und Sie wird kein Unglück anrichten wollen —"

Da trat aber schon der ungeduldige Führer der Schaarwache stark mit dem Fuße gegen die Thüre, daß sie wich, und schob den Knecht vor sich in die finstere Stube hinein, wo die Lampe längst erloschen war. Der

Schein der Laterne zeigte aber den neugierigen Blicken ein schlankes Mädchen, das in kühner Haltung mit funkelnden Blicken vor ihnen stand, als wolle sie den Mann auf dem Lager, den sie auch bemerkten, vertheidigen. Der Laternenträger hielt seine Leuchte so, daß er völlig im Schatten blieb. Aber es sollte ihm nichts helfen.

„Ist das der Mann und das Frauenzimmer, welches Du angegeben hast?“ fragte ihn der Führer unfreundlich.

Er stotterte etwas, das nicht recht zu verstehen war, denn er hatte bei Kathi's Anblick seine ganze Fassung verloren.

„Was wollt Ihr von uns?“ rief das Mädchen mit erhobener Stimme.

„Euch festnehmen! Also nur aufgestanden, Mann! Ihr seht, aller Widerstand wäre umsonst!“

„Mein Vater ist krank, kann nicht gehen — was haben wir verbrochen, daß Ihr uns in der Nacht überfallt?“

„Das werdet Ihr selber am besten wissen und wird Euch schon von andern Herren abgefragt werden auf eine oder die andere Weise. Dein Vater kann nicht gehen — nun wir wollen ihm Beine machen —“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen! Er ist ein kranker, elender Mann — thut ihm nichts!“ rief Kathi

in höchster Angst, und die Soldatenwitwe, die mit herein gekommen war, stellte sich dreist an ihre Seite.

„Schämt Ihr Euch nicht," rief sie mit ihrer hellen Stimme, „Leute zu mißhandeln? Ist die Obrigkeit nicht da? Wenn's sein muß, nehmt ihn mit, aber gehen kann er nicht, wenn er halb getragen wird —"

„Ich will ihn schon führen, gestrenger Herr!" sagte Kathi, deren Muth ganz gebrochen schien. „Befehlt nur."

„Das hält uns zu lange auf — hast keine Trage, Mutter? Fortgeschafft wird er, todt oder lebendig, verlaß Dich auf mein Wort. Also schaff' eine Trage oder ein Paar Stangen. Die Jungfer geht ohnehin mit, auf sie lautet mein Befehl auch. Nun, alter Geselle, Ihr rührt Euch ja gar nicht?"

Der Mann auf dem Lager gab kein Lebenszeichen von sich, es war, als habe ihn das plötzliche Ereigniß wie ein Schlagfluß getroffen. Als das Licht auf sein blasses, vom Bart umstarrtes Gesicht fiel, konnte man aber sehen, daß seine Augen rastlos von Einem auf den Andern blitzten. Der Ausdruck seiner Blicke war eher ein freudiger zu nennen, als daß er Besorgniß verrathen hätte, und Kathi mußte an manche Aeußerung denken, die nun ihre Rechtfertigung fand. Es geschah nun, was er zuweilen ersehnt hatte.

Die Witwe hatte die Trage herbeigeschafft, sie leistete Kathi Hülfe bei dem alten Zeltbruder ihres Mannes, dem man nur eben Zeit gab, angekleidet zu werden, dann legten sie ihn mit einer Decke gegen den Frost, welche sie ihm noch mitleidig reichte, hinauf, und der Zug setzte sich in Bewegung. Jetzt erkannte endlich Kathi den Hausmann aus Meidling, welcher sie verrathen und die Schergen hieher geführt hatte.

„Seid Ihr's wirklich?" rief sie schmerzlich.

„Ich bin's, Jungfer Kathi!" sagte er, der sich nun schon wieder verhärtet fühlte. „Hochmuth kommt vor'm Falle."

Sie erwiederte nichts; der Anführer der Schaarwache jedoch, welcher hier einigen Zusammenhang ahnen mochte, hieß ihn rauh und verächtlich voran leuchten, während sie das Haus verließen.

„Weine nicht, Kind!" tröstete die alte Frau, welche an der Schwelle zurückblieb. „Es wird so schlimm nicht werden."

„Um mich habt keine Sorge, Mutter Merse," sagte Katharina.

Draußen war es unterdessen schon ziemlich hell geworden, so daß man alle Gegenstände deutlich unterscheiden konnte. „Lösch' nur aus!" befahl der Führer dem voranschreitenden Knechte. „Du leuchtest dem jungen Tage

die Augen aus." Der Knecht gehorchte und ließ nun den beiden Männern, welche den Gefangenen trugen, den Vortritt. Neben ihrem Vater ging Kathi und neigte sich zuweilen zu ihm herab, um zu lauschen, ob er ihr vielleicht etwas zu sagen habe, was aber jedesmal einen harten Zuruf von dem Anführer, der hinter der Tragbahre schritt, zur Folge hatte. Sie ließ sich dadurch nicht abschrecken, und die Schergen hatten selbst Mitleid mit ihr, als sie es wagte, dem Vater leise zuzusprechen.

Auf einmal sprang sie zur Seite, schnell und gewandt wie ein Reh, und ehe sich Einer recht besinnen konnte, war sie entflohen. „Setzt nieder! Lauft ihr nach, fangt sie ein!" schrie der Hauptmann. Seine Häscher gehorchten, er selbst blieb zur Bewachung bei dem Gefangenen zurück, und der Knecht aus Meidling mit ihm. Aber es war für die Verfolger zu spät. Kathi hatte den Moment und den Ort zur Flucht mit schnellem Blick richtig gewählt, die nächste Umgebung war nicht recht zu übersehen, Strauchwerk und Zäune deckten die Richtung, welche sie genommen hatte; nur noch ein einziges Mal bekamen die Männer, die ihr nachsetzten, im Dämmerlichte ihre schlanke Gestalt von fern zu sehen, wie sie durch eine Hecke sprang, dann war sie verschwunden, und da der Vorsprung, welchen sie genommen hatte, überhaupt schon zu groß war, um sie noch einzuholen, so kehrten sie

verdrießlich zu ihrem Hauptmann zurück, der sie tüchtig ausschalt. Sie nahmen nun ihre Last wieder auf, und der Angeber, welchem bei Kathi's Flucht ein Stich durch das Herz gegangen war, fragte kleinmüthig, ob er jetzt gehen könne, da er doch nichts weiter nütz sei.

„Nütz bist Du nichts, das glaub' ich schon," sagte der Führer. „Aber gehen kannst Du nicht. Hast Du einmal die Sache eingerührt, mußt Du sie auch in Richtigkeit bringen. Wir brauchen Deine Aussage noch. Ich kenne Dich nicht, Du kannst ebenso gut ein Schelm, als ein sicherer Mann sein. Marsch fort also!"

„Ich bin ein sicherer Mann, Herr Johann Anton Riedl aus der Sanct Annengasse ist mein Herr — "

„Geht mich gar nichts an, wird sich finden. Die Dirne hat ihren Vater im Stich gelassen, um sich selbst zu salviren; Du sollst erst ein ordentlich Zeugniß ablegen! Also nicht gemuckt!"

Viertes Capitel.

Prinz Eugen.

Max Riedau war wieder in Wien, wohin er die ehrenvolle Sendung, die man ihm anvertraut, mit stürmischer Freude übernommen hatte. Aber für ihn schien sich hier Alles verändert zu haben. Seine Schwester hatte er nicht mehr in ihrem gewohnten Verhältniß gefunden, damit glaubte er sich auch des Anlasses beraubt, das Königsegg'sche Haus wieder zu betreten, wie er doch mit freudig aufwallendem Herzen gehofft — die Gräfin hatte ihn bei ihrer sonst freundlichen Unterredung, als er ihr den Brief und die mündlichen Anträge des Grafen Karl Fidelis überbracht, nicht einmal eingeladen, wieder zu kommen: er hatte zu sehr darauf geachtet, um es etwa überhört zu haben. Bis zu seiner Schwester, zu deren Wiedersehen ihn wirklich ein brüderliches Gefühl trieb, das von all' ihrer herben Zurückweisung nicht ertödtet worden war, hatte er bei den dreifach ehernen Mauern, welche ihre jetzige Stätte vor dem Eintritte Unbefugter schirmten, noch nicht vorzudringen vermocht. Sie hätte ihm vielleicht Manches aufgeklärt, das sein Herz so schwer beunruhigt hatte! Ueberhaupt aber fand er noch andere Pforten

verschlossen, die ihm in frühern Zeiten gastfreundlich offen gestanden hatten. Mit dem unverzeihlichen Verbrechen, das er begangen hatte, eine ihm zugedachte hohe Ehre und Verbindung nicht zu würdigen, war er in das Nichts zurückgesunken, aus welchem ihn nur die Laune einer vornehmen Frau wie das hübsche Spielzeug eines Moments emporgehoben hatte. Die fürstliche Dame hatte sich auch bereits über ihn bei dem Concerte im Auersperg'schen Hause gegen Graf Wratislaw genugsam ausgesprochen. Jetzt war er wirklich wieder der arme Fähnrich von Riedau, der nichts besaß, als sein Pferd und seinen Degen, und gar nicht berechtigt war, in den Kreisen zu erscheinen, wo er sonst, wenigstens in den Augen der Frauen, eine sehr vortheilhafte Rolle gespielt hatte.

Gedanken solcher Art mußten sich ihm aufdrängen, als er sich mitten im rauschenden Fasching der kaiserlichen Residenz von Allem ausgeschlossen sah und ein wahres Einsiedlerleben führte, ehe er seine Abfertigung zur Rückkehr nach Tirol erhalten konnte. Viele Offiziere, die er kannte, waren in Wien, um die Feste zu genießen, und wenn er ihnen begegnete, waren sie gegen ihn herzlich und offen, wie immer, der Cameradschaft getreu, welche im kaiserlichen Heere von jeher die Waffenbrüder verbunden hat, aber, genauer befreundet mit Keinem derselben, suchte er sie nicht auf, und sie waren auch von

ihren Gesellschaften und Vergnügungen zu sehr in Anspruch genommen, um sich ihm zu widmen. Dem Grafen Pio Colonna, welchen er auch einmal auf der Straße gesehen hatte, war er geflissentlich ausgewichen. Nicht, daß er ihn haßte — diesem Gefühle war seine ritterliche Seele, wie einem niedrigen Neide, nicht zugänglich. Der Graf hatte zwar die Stelle in dem Dragoner-Regimente des Prinzen von Savoyen erhalten, auf welche sich Max nach Allem, was ihm gesagt worden war, Hoffnung gemacht hatte; er war vielleicht noch glücklicher gewesen, wie Max an jenem Abende unseligen Andenkens mit bebendem Herzen bemerkt zu haben glaubte — — aber das füllte Riedau nicht mit Haß gegen ihn. Er fühlte nur, daß er ein Zusammentreffen mit ihm zu vermeiden habe, denn er wußte, daß es leicht ein hartes werden konnte, wenn er sich der ersten Begegnung an der Tafel der Gräfin Königsegg erinnerte. Darum war er ihm auf dem Burgplatze aus dem Wege gegangen.

Wenige Tage erst befand er sich in Wien, und sie dünkten ihm nun eine Ewigkeit. Er hatte von dem bevorstehenden großen Feste am Hofe gehört — dort würde ihm die Protection der Prinzessin von Holstein, wenn er sie noch besessen hätte, den Zutritt nicht haben eröffnen können, aber er hätte vielleicht vorher in allen Häusern, wo er damals den Zutritt hatte, die Vorbereitungen ge-

sehen und Theil an ihnen genommen, und nach dem Feste wäre ihm keine einzige Scene desselben unbekannt geblieben. Kümmerte ihn das Alles jetzt weniger, als er es sonst bei sich selbst für möglich gehalten hatte, so war doch immer eine Frage, ein heißer Wunsch in seinem Herzen wach: wird Cajetana an dem Feste Theil nehmen, in welchem Costüm, als wessen Dame? Graf Colonna! Er bebte bei diesem Gedanken — gleichwohl, hatte er ein Recht, dem Grafen deshalb zu zürnen, wenn er so glücklich gewesen war, durch seine hohe Geburt und seine Connexionen sich den Platz an Cajetana's Seite zu erobern? In dem Unmuthe, der ihn oft befiel, war es dann stets, wie der stille Zauber eines friedlich blinkenden Sterns, wenn er des letzten Wiedersehens mit Cajetana gedachte, und er erröthete dann vor dem phantastischen Spiel seiner Träume, das an jene unvergeßliche Momente viel schöne Hoffnungen knüpfte.

Er wurde aus einem solchen Vergessen der Gegenwart, da er in seinem Quartier saß und auf die Straße hinabschaute, ohne einen Gegenstand in das Auge zu fassen, plötzlich durch den Befehl geweckt, sich sobald als möglich zu dem Generalissimus Prinzen Eugen von Savoyen zu verfügen. Wie von einem belebenden Strahl getroffen, sprang er auf, kleidete sich rasch, als wäre im Lager Allarm geblasen, dienstlich an und eilte zu der

Wohnung seines Feldherrn in der Himmelpfortgasse, wo derselbe vor zehn Jahren ein bescheidenes Haus gekauft und seitdem in einen stattlichen Palast verwandelt hatte *). Dieser, wie überhaupt die Bauten des Prinzen, vorzüglich die in der Vorstadt auf der leichten Anhöhe, wo Hildebrand für ihn im feinsten Geschmack das Belvedere entstehen ließ, wurden bald der schönste Schmuck der Kaiserstadt.

Mit klopfendem Herzen, aber nur freudig aufgeregt, trat Max Riedau vor den Prinzen, als dieser ihn auf die Meldung sogleich vorgelassen hatte. Der Prinz empfing ihn mit jener einfachen Freundlichkeit, die ihm alle Herzen seiner Soldaten gewann, weil sie keine angenommene Maske war, sondern sich im Felde durch eine wahrhaft väterliche Sorge für ihr Wohl bekundete.

„Ihr habt die Depeschen aus Tirol überbracht," sagte Prinz Eugen, indem er dem jungen Offizier wohlwollend in das offene Gesicht schaute. „Ich möchte aber von Euch noch einige Auskunft haben, wie man sie nicht aus den geschriebenen Berichten immer herauslesen kann. Geht's Euch gut im lieben Tirol?"

„Euer Durchlaucht wissen, daß es kein Land gibt besser kaiserlich als Tirol."

---

*) Das jetzige Finanzministerium.

„Das weiß ich," erwiederte Eugen lächelnd, „und danach frage ich nicht. Ich meine, ob Ihr über etwas zu klagen habt."

„Der Soldat wünscht sich's immer besser, als er's hat," antwortete Riedau bescheiden.

„Ich sehe es schon an Euren Mienen, Ihr wollt nicht recht mit der Sprache heraus. Es wird wieder die alte Klage sein."

„Ja, Euer Durchlaucht, wenn Sie es doch befehlen — es ist fast wieder so, wie bei Semlin."

Des Prinzen schönes, helles Auge blitzte. „Woran leiden die Truppen?" fragte er.

„Es ist keine Vorsorge getroffen für den Winter, die Zufuhr bleibt oftmals weg, und wenn die braven Tiroler nicht wären, so sähe es hier und da gar schlimm aus, denn das Geld wird knapp."

„Auch Rückstände?"

„Beim Regiment Herbeville wenigstens, von den andern kann ich nicht reden. Aber bei meinem Ritt habe ich im Innthal auch von den Fußvölkern Klage gehört."

„Dem soll Abhülfe geschehen!" sagte der Prinz entschieden. — „Wie ist die Stimmung bei den Truppen?"

„Gut, wie immer, Euer Durchlaucht. Alles voll fröhlichen Muths."

„Und auf Krieg begierig, wie?“ fragte Eugen wieder erheitert.

„Der erste Kanonenschuß wird mit Jubel begrüßt werden! Unsere Mannschaft ist wie ein feuriges Roß, das auf das Gebiß knirscht und sich kaum zügeln läßt.“

„Und wie mag es bei meinem Regiment stehen?“ fragte der Prinz, indem er sein Auge fest auf Max richtete.

„Zweifeln Euer Durchlaucht, daß Savoyen Dragoner immer das erste ist, wo es gilt?“

„Habt Ihr viele Bekannte in meinem Regiment?“ fuhr Eugen fort, über die Lebhaftigkeit des jungen Mannes lächelnd.

„Nein, gnädigster Herr.“

„Aber Ihr hattet doch einmal, wie mir gesagt worden ist, den Wunsch, in mein Regiment versetzt zu werden?“

„Der Ehre wegen, Euer Durchlaucht!“ antwortete Max, indem ein leichtes Roth in seine Wangen stieg.

„Nun, wenn es Euer Wunsch noch ist, so sollt Ihr die eben vacant gewordene Lieutenantsstelle bei Hauptmann Wildenfels' Compagnie haben. Seid Ihr zufrieden damit?“

„Euer Durchlaucht machen mich glücklich!“ rief Max freudig.

Der Prinz reichte ihm die seine Hand, welche Riedau dankbar und ehrfurchtsvoll küßte.

„Jetzt geh' der Herr Lieutenant und melde sich bei seinem Obersten, der auch in Wien ist, ebenso, wie es der Dienst sonst vorschreibt. In Zeit von acht Tagen kann er seine Abfertigung erwarten. Es wird ihm wohl lieb sein, sich bald zu seinem neuen Regiment zu begeben, wenn er auch den Fasching darüber verschmerzen muß."

„Ich habe vom Fasching nichts genossen, gnädigster Herr."

„Sonst war der junge Herr doch bei allen Merenden anzutreffen?" entgegnete der Prinz freundlich.

„Das ist Alles vorüber, Euer Durchlaucht."

Der Prinz sah ihn einen Moment forschend an, dann that er, zum Ernst des kaiserlichen Dienstes zurückkehrend, noch einige Fragen über Einzelnheiten desselben bei dem Corps in Tirol, und entließ dann den jungen Offizier, welcher ihm seinen Dank nochmals in freimüthiger Soldatenweise aussprach.

„Das ist mein Ersatz!" rief Max Riedau, als er auf seinem Wege an einem der vornehmen Häuser vorüber ging, wo er sonst Eintritt gehabt hatte. „Ich bin stolz darauf, daß ich es Euch nicht verdanke!" Voll freudigen Gefühls, das sich in seinen Zügen aussprach, setzte er mit raschen kräftigen Schrittten seinen Gang fort, als er

sich auf einmal überraschend von einem jungen Mädchen aufgehalten sah.

„Gnädiger Herr!“ rief es ihn mit einer so flehenden Stimme an, daß er stehen blieb, und in der Meinung, eine Bedürftige vor sich zu sehen, schon nach einer kleinen Geldmünze griff. Wo er so glücklich war, konnte er eine Arme, die ihn um Hülfe ansprach, nicht abweisen.

„Schenken Sie mir nur eine Minute Gehör, gnädiger Herr,“ bat das Mädchen.

„Du nennst mich, wie es mir nicht zukommt,“ sagte er. „Nimm aber hier eine kleine Gabe — ich bin selbst arm.“

„Geld brauche ich nicht, sondern Gnade!“ sprach sie mit angsthaftem Tone. „Ich kenne Sie gut, ich habe Sie im gräflich Königsegg'schen Palais gesehen.“

Jetzt erinnerte sich auch Max der Züge und der Gestalt dieses Mädchens; im Königsegg'schen Garten hatte er sie mit Cajetana getroffen, sie war dann zurückgetreten, als er sich genähert, und es fiel ihm auch wieder ein, wie sie dann, an dem Grafen Trautson rasch vorüber schlüpfend, Cajetana's Hand geküßt und sich eiligst aus dem Hause entfernt hatte. „Jetzt erkenne ich Dich auch!“ sagte er. „Was wünschest Du von mir?“

Sie blickte sich scheu um — es waren keine Menschen

in der Nähe, nur auf der andern Seite des Platzes gingen ein Paar Leute, die sich um nichts kümmerten.

„Ich wollt' sie schön bitten, diesen Ring hier" — sie zog aus ihrem Tuche ein kleines Linnenpäckchen hervor, das sie rasch aufwickelte; ein goldner Ring mit einem leuchtenden Saphir kam zum Vorschein — „diesen Ring, wollt' ich Sie bitten, an den römischen König gelangen zu lassen; es hängt meines Vaters Leben daran. Um dieses Ringes willen wolle der König ihm Gnade schenken!" Sie sprach diese Worte mit zitternder Stimme und einer Angst, die ihre ganze Gestalt beben ließ.

„Aber Mädchen," entgegnete er staunend, „wie soll ich das verstehen? Wer ist Dein Vater und was hat er begangen, daß der König ihm Gnade schenken soll? Was hat dieser Ring zu bedeuten?"

„Das Alles wird der König schon wissen — sagen Sie ihm nur, daß mein Vater gefangen liegt —"

Der junge Offizier mochte seine eigenen Gedanken über die Bedeutung des Ringes haben, denn in seinem edlen und offenen Gesichte zeigte sich eine gewisse Geringschätzung, als er dem Mädchen kurzweg sagte:

„Warum zeigst Du den Ring nicht selbst vor?"

„Ich?!" rief sie. „Wie soll ich — ? Der König kennt mich nicht, er weiß gar nichts von mir — aber

der Ring, der Ring, wenn er ihn sieht, der wird ihn mahnen —"

„Mädchen, wir können hier auf offener Straße nicht länger stehen bleiben; in mein Quartier kannst Du auch nicht kommen, das geht nicht — und ich muß doch erst wissen, was das Alles bedeutet, wenn ich mich Deiner annehmen soll. Wie ich den Ring an des römischen Königs Majestät gelangen lasse, weiß ich freilich selber noch nicht. Wo kann ich mit Dir reden, daß es ehrbar ist?"

Sie blickte ihn mit ihren dunklen treuen Augen an und war blutroth geworden. „Wenn Sie heut' etwa nach Gumpendorf hinaus gehen — auf dem Wege sollen Sie mich finden. Aber um der Barmherzigkeit willen helfen Sie mir bald, es kann jeden Augenblick schon zu spät sein."

„Geh voran, ich werde Dir sogleich folgen — ich habe Zeit," erwiederte Riedau. „Wenn ich auch nicht, wie Du meinst, nach dem Königsegg'schen Hause gehe!" setzte er hinzu.

Das Mädchen legte dankbar die Hand auf das Herz und eilte hinweg. Er folgte ihr, verwundert und aufgeregt über die Begegnung, deren Räthsel er bald zu lösen hoffte, mit gemäßigten Schritten. Sie war ihm bald in der nächsten Gasse verschwunden, als er aber das Thor hinter sich hatte und durch die menschenleeren Strecken

wechselnden Anbaus jenseit des Glacis schritt, bekam er die schlanke Gestalt wieder zu Gesicht; sie stand zuweilen still und blickte sich nach ihm um, wartete ihn jedoch nicht ab, als ob sie die rechte Stelle zu ungestörter Besprechung noch nicht gefunden habe. Erst ganz in der Nähe der Allee, welche zum Eingange des Königsegg'schen Palais führte, blieb sie stehen und zog sich, als er heran kam, seitwärts hinter die Biegung der Mauer, welche sie nun völlig verdeckte. Hier fand sie Riedau.

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr," sagte sie demüthig. „Sie haben meine Bitte erhört."

„Gern will ich thun, was in meinen Kräften steht, weil ich eine Bürgschaft für Dich habe," sprach er, mit einer Handbewegung gegen das Haus, wo Cajetana — ihm jetzt so nah! — weilte. „Aber Du mußt mir auch sagen, wie Alles steht, damit ich weiß, daß ich für keine schlechte Sache rede."

Sie ließ den Kopf sinken und schwieg eine Weile. „Mein Vater liegt auf Tod und Leben im Thurm," sagte sie dann schmerzlich, „er hat aber einmal dem römischen König einen Dienst geleistet, woran sich der gnädigste Herr erinnern wird, sobald er den Ring wieder sieht, den er uns dafür geschenkt hat. Dann wird er Gnade für Recht ergehen lassen."

„Wie heißt Dein Vater, damit ich Auskunft geben

kann, und wer hat ihn verhaftet? Es kann doch keine lange Umfrage gehalten werden, wenn ihm rasch geholfen werden soll?"

Sie zögerte mit der Antwort. — „Der König wird das Alles wissen," wiederholte sie dann. „Ich darf Ihnen nicht mehr sagen."

„Und wo bist Du zu finden? Wenn Deine Bitte erhört wird und ich Dir eine gute Nachricht zu bringen habe, wo find' ich Dich?"

„O mich — mich dürfen Sie nicht erst suchen! Ich wache zu jeder Stunde, wo mein Vater gefangen liegt, und wenn ihm Gnade wird, so erfahre ich es schon."

„Sage mir nur Eins. Wie bist Du grade auf mich gekommen, den Du doch nicht kennst, daß ich Deinen Ring bestellen soll?"

„Ich kenne Euer Gnaden schon — wenn auch nicht lange. Aber ich wollte — einen Andern aufsuchen und bitten, da kamen Sie auf der Straße gegangen, und es war mir, wie ein Gedanke vom lieben Gott, daß ich Sie und Niemand sonst bitten müßte."

„Nun, ich will mein Heil versuchen. Zwar weiß ich noch nicht recht, wie ich es anstellen soll, denn zu des Königs Majestät habe ich natürlich keinen Zutritt, aber ich denke — einen andern sichern Weg zu finden. Behüt' Dich Gott! Wenn ich Dir etwas Gutes zu sagen habe,

willst Du mich nicht um diese Stunde morgen oder übermorgen hier erwarten?"

Sie neigte sich tief. „Euer Gnaden wollten das thun?" rief sie freudig.

„Du bist im Dienste des Fräuleins," sagte er, wiederum nach dem Palais zeigend.

„Nein," sagte sie kopfschüttelnd. „Wie glücklich wollte ich bei meinem gnädigen Fräulein sein, aber dazu ist gar keine Hoffnung!" Sie sagte das mit einem solchen Ausdrucke, daß Max noch mehr fragen mußte.

„Du hast das Fräulein sehr lieb?"

„Ach so lieb! Mein Leben könnt' ich für sie lassen."

„Siehst Du sie heut'?"

Sie verneinte die Frage und setzte hinzu: „Wohl nimmer, bis —"

„Ich verstehe Dich und gehe, mein Bestes zu thun. Ich darf von dem Ringe doch zu dem, welchen ich um die Vermittelung bei dem Könige bitten will, reden? Anders würde er sich nicht dazu verstehen."

„Euer Gnaden werden schon thun, was Recht ist," erwiederte sie demüthig.

Max entfernte sich nun und warf noch einen Blick auf das Haus, in welches er seine Schwester zurückwünschte, um durch sie ein Recht zu haben, dasselbe von Zeit zu Zeit, wie sonst, zu besuchen. An die Schwester

hatte er gedacht, als er eine Person suchte, welche die Vermittelung seines seltsamen Auftrages übernehmen könne. Anna war dazu gewiß ganz geschickt, überdem stand sie in Diensten der römischen Königin, also den höchsten Personen wenigstens mittelbar nah. Nur zweifelte Max, welcher durch seine Aufnahme in die vornehme Welt doch einige Einsicht in die Verhältnisse eines fürstlichen Hofes gewonnen hatte, daß es einer Dienerin so untergeordneten Ranges, wie seine Schwester war, möglich sein werde, ohne weitere Vermittelung durch die zweite, dritte Hand seinem Wunsche zu genügen, und in gewisser Hinsicht fürchtete er sich auch, sie bei einer so unklaren Sache, wie die mit dem Ringe, in das Vertrauen zu ziehen. — Wenn sein Gönner, Graf Karl Fidelis, in Wien gewesen wäre, so hätte er wohl gewußt, daß er es in keine treuern Hände legen könne. Da kam ihm auf einmal wie ein Lichtstrahl der Gedanke an den Obristkämmerer Grafen Trautson, er begriff nicht, daß er wie verblendet, nicht früher darauf gefallen war. Graf Trautson kannte ihn, da Karl Fidelis, mit dem er nah befreundet war, Riedau ihm empfohlen hatte; die öffentliche Meinung nannte ihn auch den vertrauten Freund des römischen Königs — Max besann sich keine Minute länger, dem Grafen das Pfand seines Herrn anzuvertrauen und dadurch die Gnade der Majestät für einen Ihr erwiesenen frühern Dienst des unbe-

kannten Mannes, der im Kerker schmachtete, in Anspruch zu nehmen.

Wie freute er sich, als ihm gesagt wurde, daß der Graf zu Hause sei! Auch durfte er nicht lange im Vorzimmer warten. Trautson hatte schon gehört, daß Riedau endlich die längstverdiente Beförderung erhalten und auch seinen Wunsch erreicht habe, in das Dragoner-Regiment des Prinzen von Savoyen versetzt zu werden. Er empfing ihn deshalb mit einem freundlichen Glückwunsch.

Riedau dankte ihm und ging mit soldatischer Gradheit ohne künstliche Einleitung gleich auf den Zweck seines Besuchs. „Ich komme, dem Herrn Grafen einen Ring zu übergeben," sagte er, „den ich eben zur Bestellung an des römischen Königs Majestät erhalten habe."

Mit diesen Worten überreichte er dem Obristkämmerer das Kleinod, welches dieser oft genug an der Hand seines Herrn gesehen hatte, um es nicht augenblicklich zu erkennen. So war es denn endlich gefunden und er konnte den Wunsch des Gebieters erfüllen! Staunend und freudig fragte er Max, wie er zu dem Ringe gekommen sei. Dieser erzählte ihm sein Abenteuer mit kurzen Worten und verschwieg in seiner Offenheit, die keine Ursache hatte, sich zu verläugnen, auch den Umstand nicht, daß der Graf, gleich ihm, das Mädchen, welches ihm den Ring übergeben, schon im Königsegg'schen Pa-

lais gesehen haben könne, wenn sie von ihm vielleicht bemerkt worden sei. Der Graf hatte allerdings nicht auf das Mädchen geachtet, aber es war ihm lieb, daß er nun doch für etwaige weitere Nachforschungen einen Anhalt gewonnen habe. Vor der Hand bedurfte er ja nur des Ringes: sein Herr hatte nur verlangt, denselben wieder zu erlangen, und dafür eine angemessene Belohnung im Gelde für das Mädchen, das ihm durch seltene Entschlossenheit einst wenigstens einen bösen Sturz erspart hatte, ausgesetzt. Daß sie jetzt dafür eine ganz andere und wichtige Gnade in Anspruch nahm, wollte er dem Könige vortragen. Er ließ sich noch einmal von Riedau genau wiederholen, was sie über ihren Vater und dessen Gefangenschaft ausgesagt hatte — dem Grafen war es kein Geheimniß, welches Verbrechens man den flüchtigen Bewohner der verfallenen Hütte bei Meidling beschuldigt hatte, und nach Allem, was er damit in Verbindung bringen konnte, war es eben kein Anderer, als den sein Herr einst im Thiergarten getroffen hatte. Aber er wußte noch nicht, daß man seiner endlich habhaft geworden, und auch sein Gebieter konnte es noch nicht wissen, sonst würde er ihm heute, wo er ihn schon gesehen hatte, ein Wort davon gesagt haben.

„Ich übernehme die Bestellung,“ sprach Trautson, nachdem Riedau seine Meldung wortgetreu wiederholt

hatte. „Was Seine Majestät beschließen wird, kann ich nicht sagen. Es kommt wohl vor Allem auf das Vergehen an, welches man dem Gefangenen zur Last legt. Ebenso wenig kann ich Ihnen versprechen, Ihnen mitzutheilen, was Seine Majestät beschließen—ich bin dazu nicht ermächtigt."

Das hatte sich der junge Offizier nicht überlegt. „Es thut mir leid, dem armen Mädchen gar keinen Trost bringen zu können," sagte er.

„Den Trost wenigstens können Sie ihr bringen," erwiederte Trautson nach kurzem Besinnen, „daß Seine Majestät den Ring, welcher Ihr zurückgestellt wird, huldreich aufnehmen und sich des Dienstes, wenn ein solcher geleistet worden ist, wohl erinnern werden. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, und es wird wohl auch für das Mädchen genug sein, um in Geduld zu erwarten, was beschlossen wird. Sie soll nur auf jeden Fall angeben, wo sie zu finden ist. Wollen Sie sich noch einmal mit ihr bemühen?"

„Ich habe es ihr zugesagt, ohne daß sie mich gebeten hat. Mein Wort muß ich halten!"

Der Graf billigte das und fragte, nun diese Angelegenheit erledigt war, nach andern Verhältnissen, welche Max selbst betrafen. Dieser gab ihm Bescheid, seine Verhältnisse waren so einfach, daß sie wenig darüber be-

richten ließ; dann bat er Trautson, wenn er ihm Aufträge nach Tirol für den Grafen Königsegg mitzugeben habe, sie ihm noch in dieser Woche anzuvertrauen, da er Befehl erhalten habe, sich binnen acht Tagen reisefertig zu machen. Trautson sagte sie ihm zu.

Als Riedau ihn verlassen hatte, säumte der Obristkämmerer keinen Augenblick, seinem Herrn die erwünschte Mittheilung zu machen und ihm den Ring zu überreichen. Da er stets Zutritt hatte und grade in letzter Zeit mancher Anlaß gewesen war, daß ihn der König zu unregelmäßigen Zeiten hatte rufen lassen, so erregte es kein Aufsehen, daß Graf Trautson sich heute schon zum zweiten Male melden ließ. Der König war jedoch etwas überrascht.

„Hannibal vor den Thoren, Leopold?" fragte er, als er Trautson's ernstes Antlitz erblickte.

„Ich bringe Eurer Majestät den Ring, welchen Sie befohlen haben."

Der König nahm ihn angenehm überrascht in Empfang. „Erzähle!" befahl er in der vertraulichen Anrede, welche er in besonders freundlicher Stimmung gegen den Freund gern gebrauchte.

Trautson berichtete, was ihm der junge Offizier gemeldet hatte, und des Königs Blick wurde plötzlich ernst.

„Das verlangt sie!" sagte er kurz. Trautson konnte

seinem Berichte nichts hinzufügen und gestattete sich kein Wort, das auf die Entschließung seines Herrn irgend einen Einfluß hätte üben können.

Der König betrachtete den Ring eine Weile, dann schloß er ihn in ein Fach des Schreibtisches, an welchem er saß, und sprach: „Den Lauf des Rechts kann ich nicht aufhalten. Es thut mir leid um das Mädchen, aber ich kann hier nicht helfen. Soll ein Dienst, den man mir geleistet hat, das Recht geben, ungestraft Verbrechen zu begehen, wohl gar einen Mord? Das Gericht sitzt über ihn im Namen der Kaiserlichen Majestät. Ist er unschuldig, so wird ihm kein Haar gekrümmt werden — ist er schuldig, so darf Ich das Recht der Gnade nicht üben, das nur meines Herrn und Vaters Majestät zukommt. Und wollte ich um Gnade bitten, so kann ich es nimmermehr für einen überführten Mörder. Hab' ich Recht, Leopold?"

„Eure Majestät hören stets auf die Stimme der eigenen, lautern Ueberzeugung."

„Für das Mädchen aber werde ich sorgen," fuhr der König sichtlich erleichtert fort. „Das übertrage ich Ihnen. Sie haben meinen Wunsch, den Ring wieder zu haben, so glücklich erfüllt, daß ich nun die Sorge, dafür den reichlichsten Ersatz zu geben, mit unbeschränkter Vollmacht in Ihre Hand lege."

„Um die Wiedererlangung des Ringes habe ich

keine Verdienste," erwiederte Trautson. „Alle meine Bemühungen, die ich nur mit Vorsicht betreiben konnte, sind gescheitert, und nur der Zufall hat mich heut' begünstigt, daß sich Eurer Majestät Befehl endlich erfüllte. Ich werde dem heutigen hoffentlich besser nachkommen. Geruhen Eure Majestät nur, mir eine Bestimmung zu ertheilen, was dem Mädchen, für den schlimmsten Fall, ich meine, wenn ihr Vater des Verbrechens überführt wird —"

„Nein, Graf Trautson," unterbrach ihn der König. „Handeln Sie mit unbeschränkter Vollmacht ganz nach Ihrem eignen Ermessen. Ich gebe Ihnen im Voraus meine volle Zustimmung zu Allem, was Sie thun werden, und entbinde Sie nicht allein von allen Verantwortlichkeit, sondern auch von jedem Berichte über das, was geschehen ist. Ich weiß, indem ich es in Ihre Hand lege, daß die Sache abgethan ist, und weiter will ich nichts wissen — hören Sie, Graf Trautson? Nur Eins bedinge ich mir, daß der Ersatz eines kaiserlichen Erzherzogs würdig ist und keine rückständigen Schulden auf meinem Namen haften bleiben." — Mit diesem halben Scherze brach der König die Unterredung über diesen Gegenstand ab und lenkte sie auf einen andern, der für ihn von höherer Wichtigkeit war. Er betraf die Kriegsbereitschaft für den ernsten Fall, der nach den neusten Nachrichten aus Spanien nicht mehr lange ausbleiben konnte.

Fünftes Capitel.

Des Raubschützen Tochter.

Zwei Tage war Max Riedau vergeblich in Gumpendorf gewesen, um dem Mädchen, das ihn um seine Vermittelung gebeten hatte, den Ausfall derselben mitzutheilen. Graf Trautson hatte ihn nach seiner Audienz bei dem römischen Könige nochmals zu sich eingeladen und ihm den Auftrag gegeben, die Person zu einer gewissen Stunde zu ihm zu bescheiden, da er selbst mit ihr zu sprechen habe; ihn aber zugleich dabei gebeten, gegen keinen Menschen über den Vorfall etwas zu äußern, weil es Seiner Majestät unangenehm sein werde, Ihren Namen in Verbindung damit gesetzt zu sehen. Der Graf hatte keinen Anlaß gefunden, Riedau zu verschweigen, welcher Art der Dienst gewesen sei, für welchen der König dem Mädchen in seiner Großmuth den Ring geschenkt hatte, nicht ahnend, in welche Hände derselbe kommen werde. Max erstaunte nicht wenig, als er weiter erfuhr, daß er es mit der Tochter des Mannes zu thun habe, gegen welchen er, in der Meinung, daß es auf eine ganze Bande sei, mit seinen Reitern einen bewaffneten Streifzug unternommen hatte. Um so dringender wünschte er,

sie wieder zu sehen. Graf Trautson hatte ihm noch ausdrücklich aufgetragen, dem Mädchen für sich volle Sicherheit zu versprechen, auch die besten Aussichten auf eine gute Zukunft zu eröffnen, über welche er eben Rücksprache mit ihm nehmen wolle. Als nun Riedau zweimal vergebens zu derselben Stunde, wo er sich nach Gumpendorf beschieden hatte, an Ort und Stelle gewesen war, hatte er schon im Sinne gehabt, im Königsegg'schen Palais bei dem Fräulein von Feldberg nach ihr zu forschen; da ihm aber der Obristkämmerer verboten hatte, gegen irgend Jemand über diese Angelegenheit zu sprechen, so hatte er es nicht auf seine eigene Hand thun wollen und fragte nun erst um die Ermächtigung an. Er knüpfte daran noch andere Hoffnungen für sich selbst, die ihm das Herz unruhig schlagen ließen, als er Trautson die Frage vortrug. Dieser bemerkte wohl, daß Max, der keiner Verstellung fähig war, noch einen Nebengedanken hatte, doch war er fern davon, wie ein Weltmann von minderer eigener Lauterkeit vielleicht gethan haben würde, eine niedrige Absicht zu vermuthen. Er forschte nicht weiter darnach, nur konnte er nicht damit einverstanden sein, der Sache noch mehr Verbreitung zu geben, weil eine Nachfrage im Königsegg'schen Palais doch eine Erklärung nothwendig gemacht hätte. Bei nächster Gelegenheit wollte er vielmehr selbst Cajetana, wie zufällig, nach dem Mädchen

fragen, das ihr in seiner Gegenwart so zärtlich, fast konnte man sagen, leidenschaftlich die Hand geküßt hatte, wobei sich dann vielleicht irgend ein Anknüpfungspunkt zu weitern Ermittelungen bieten werde. Riedau, als er diese Ansicht des Grafen hörte, erbot sich, noch einmal, und wenn es ihm lieb sei, jeden Tag, so lange er noch in Wien verweile, das Mädchen an dem Orte, wohin sie ihn selbst geführt habe, aufzusuchen, Trautson nahm es aber nur noch für ein einziges und letztes Mal an.

Diesmal war Max glücklicher. Er fand das Mädchen wirklich auf einem Erdhügel, verdeckt durch die Gartenmauer sitzend, den Kopf in die Hand gestützt, anscheinend voll tiefer Traurigkeit. Als sie seiner ansichtig wurde, sprang sie auf und kam ihm mit hoffnungstrahlenden Augen entgegen.

„Euer Gnaden haben mir gesagt, Sie wollten mir etwas Gutes bringen!“ rief sie.

„Das bringe ich Dir auch!“ erwiederte er. „Zweimal bin ich schon hier gewesen —“

„Ich konnte nicht kommen,“ sagte sie wieder finster blickend. „Sie haben mich gejagt, gehetzt, wie ein wildes Thier — — Aber was bringen mir Euer Gnaden? Hat mein Ring eine gute Fürbitte gethan?“

„Ich habe ihn an den Herrn Obristkämmerer Seiner Majestät gegeben, da ich doch selbst keinen Zutritt beim

Könige habe. Du kennst den Herrn, hast ihn schon gesehen; es war derselbe, der aus dem Zimmer der Frau Gräfin kam, weißt Du? und der mit dem Fräulein sprach, ehe Du Dich hinweg=machtest." —

„Der war's?" rief Kathi mit aufblitzenden Augen. „O ja, den kenne ich wohl. Der hat mich auch gehetzt, sein Pferd gegen mich gespornt, um mich niederzureiten —" ihr Ton klang bitter und hoffnungslos, als sie hinzusetzte: „Und dem haben Sie meinen Ring gegeben?"

„Kind, da bist Du wohl im Irrthum! Graf Trautson thut keinem Menschen weh, er ist der gütigste, freundlichste Herr, dem Du ganz vertrauen kannst. Gewiß ist es ein Anderer gewesen, mit dem Du ihn nun verwechselst. Er verspricht Dir mit seinem Worte als Edelmann volle Sicherheit für Deine Person und die besten Aussichten für Deine Zukunft, wenn er erst mit Dir Rücksprache genommen hat. Ich werde Dir seine Wohnung und die Stunde sagen, wo Du ihn zuverlässig triffst. Er wird Befehl geben, Dich gleich vorzulassen."

„Und was ist aus meinem Ringe geworden?" fragte Kathi, welche kaum auf ihn hörte in ihrer Ungeduld.

„Der Ring ist bereits wieder in den Händen Seiner Majestät — Du sollst dafür den reichsten Ersatz haben."

„Ich verlange aber nichts für mich — ich will nur Gnade für meinen Vater!" rief sie fast schreiend.

„Sprich nur mit dem Grafen Trautson," tröstete sie Riedau. „Ich kann Dir weiter nichts sagen."

„Hat der König meinen Ring, und hat doch kein Wort der Gnade gesprochen —?!"

„Wie soll ich es wissen? Ich sage Dir, was der Graf mir für Dich aufgetragen hat — mehr weiß ich nicht, mehr kann ich nicht thun. Höre auf mich!" Er beschrieb ihr genau, wo der Graf wohnte, und gab ihr auch die Zeit an, zu welcher er ihr befehlen ließ, zu erscheinen. Sie aber schien kaum auf ihn zu achten, ihr Auge wanderte mit dem Ausdrucke einer großen innern Angst, ihre Lippen zuckten, ihr Busen hob sich unter dem quälenden Einfluß ihrer Gedanken.

„Habt Dank, gnädiger Herr!" sagte sie dann und wandte sich plötzlich von ihm ab, in entgegengesetzter Richtung, als die ihn hergeführt hatte, enteilend. Er rief ihr nach, daß sie nicht vergessen möge, was er ihr gesagt habe; sie gab aber keine Antwort, sondern verschwand bald aus seinen Augen. Damit war für ihn die ganze Angelegenheit beendigt, er kehrte zur Stadt zurück, um dem Grafen Trautson den letzten Bericht darüber abzustatten.

Am Thore begegnete er einer altmodigen, schwerfälligen Karosse, von dicken, getigerten Pferden gezogen, was damals eine beliebte und theuer bezahlte Spielart der Farbe war. Im Wagen saß, beinah die ganze Tiefe

füllend, ein stark beleibter Herr, welcher mit seinem vollen rothen Gesichte durch die Scheiben leuchtete; auch der Rücksitz war eingenommen, Max achtete nicht darauf, durch wen. An dem schön gemalten Wappen auf dem Schlage, das eine besondere Farbenpracht von Gold und Roth, Silber und Blau zeigte, hätte er bei einiger Kenntniß einen vornehmen Herrn errathen mögen, aber er schenkte ihm kaum einen Blick und ging mit soldatischer Geringschätzung an dem gespreizten Fuhrwesen vorüber. Er sah nur noch, daß die Karosse den Weg nach Gumpendorf einschlug, und wußte nun wohl, wem der Besuch zugedacht war. Es füllte ihn mit einer Mißstimmung, deren er sich zwar schämte, die er aber doch nicht gleich zu unterdrücken vermochte.

Graf Cronberg fühlte sich jedoch in seinem bequemen Wagen, von stattlichen Tigerpferden gezogen, seinem getreuen Veit gegenüber, der seines geringsten Winkes gewärtig war, auch nicht behaglich. Er ging wiederum einer anstrengenden Viertelstunde entgegen. Die Sitte forderte es, von der Gräfin, welche bei dem morgigen Feste seine Dame vorstellen sollte, die letzten Befehle zu erbitten. Er hatte seine türkische Kleidung gestern erhalten und mit staunenden Blicken betrachtet; sie war vom Hofschneider mit einiger Phantasie in den brennendsten Farben gefertigt und zu seiner großen Genugthuung wenigstens unermeßlich

weit, so daß er, als er sie bei verschlossenen Thüren und Fensterladen verschämt anprobirt hatte, seinem kopfschüttelndem Veit gestanden, er fühle sich darin gar nicht übel. Bei einem Blicke in den Spiegel war er dann freilich über sich selbst in ein donnerndes Gelächter ausgebrochen, das der erschrockene Diener kaum zu dämpfen vermocht.

„Ein Pascha von wenigstens drei Roßschweifen!" hatte er stolz gesagt. Diese Zuversicht war aber heute ganz erloschen, als er sich wieder dem Hause näherte, vor dessen Herrin er sich eigentlich fürchtete. Ihre Augen besonders hatten für ihn etwas Gefährliches: ihm war, als könne vor ihnen auch der festeste Wille eines Mannes nicht Stand halten. Auch hatte ihre Stimme mit der fremdartigen Betonung, in welcher sie Deutsch sprach, einen wunderbar gebietenden Klang für den Reichsgrafen, der leider kein Italienisch verstand, und sie dadurch zwang, sich mit ihm in einer ihr nicht geläufigen Sprache zu unterhalten, was sie nicht gern that. Und die Stimme war doch so sanft, das schwarze Auge doch so schön! Es mochte aber wohl die Ueberlegenheit ihres Geistes sein, welche er fürchtete, und wenn er sich dachte, daß er viele lange Stunden mit ihr vereint sein und mit ihr eine Conversation führen sollte, so wurde ihm siedend heiß in der kalten Winterluft, daß sich der ehrliche Veit über die Schweißtropfen wunderte, die ihm auf die Stirn traten.

Die Gräfin empfing ihn in einer augenscheinlichen Verlegenheit, welche so auffallend war, daß sie die seinige verdoppelte. Sie lud ihn ein, Platz zu nehmen, und ganz gegen ihre Art schien sie gar kein Wort zu finden, das ihm den Eingang zu seinem so schön memorirten Fürbringen erleichtert hätte. Endlich, als er so schweigend und geängstigt vor ihr saß und Beide nur wenige gezwungene Redensarten nichtssagend genug gewechselt hatten, brach die Gräfin auf einmal in ein herzliches Gelächter aus, das ihn wie ein frischer Wasserstrahl belebte und unwiderstehlich zwang, in das Lachen einzustimmen, ohne daß er wußte warum. Sie lachte ihn offenbar aus, er lachte mit.

„Lieber Graf, es hilft doch Alles nichts — ich muß mit meiner fatalen Entdeckung an das Tageslicht treten. Ihr Sultansstaat ist fertig, nicht wahr?"

„Ganz fertig, gnädigste Gräfin," versicherte er froh, daß er nun endlich zum Ziele kam. „Gestern Abend habe ich Alles erhalten vom Turban bis auf die Saffianschuh."

„Und sehr prächtig, wie ich mir denken kann?" fragte Francesca mit einer Miene tiefen Bedauerns, die er nicht verstand.

„Ich hoffe," erwiederte er schmunzelnd in der Erinnerung seiner gestrigen Toilettenprobe, „ich hoffe,

Euer Gnaden keine Schande zu machen. Das Ganze nimmt sich, wie ich glaube, sehr gut aus, der Mann hat weder Zeug noch Aufputz gespart, wie ich ihm auch ausdrücklich befohlen habe."

Die Gräfin seufzte. „Was werden Sie zu dem Geständniß sagen, das ich Ihnen nun ablegen muß! Aber ich versichere im Voraus, daß ich unschuldig bin. Denken Sie sich — der Unglückliche hat die Maße verwechselt."

Der Reichsgraf machte große Augen und sah sie ganz betroffen an, ohne sie recht zu verstehen.

„Sie sind versteinert, mit Recht! Ich war es auch. Statt des schönen Gewandes einer Sultanin, das ich mir nach den reizendsten orientalischen Märchen, die ich in jüngern Jahren gelesen, ausgedacht hatte, Ihrer Pracht, Herr Graf, gewiß durch guten Geschmack entsprechend, habe ich ein abscheuliches dunkelbraunes Kleid bekommen, Muschelhut und Stab — kurz, aus einer übermüthigen Sultanin des Morgenlandes bin ich zur Strafe meiner Sünden in eine bescheidene Pilgerin verwandelt worden!"

Graf Cronberg war so verwirrt, daß er nur mit einem theilnehmenden Brummen antworten konnte.

„Vor einer Minute, als ich den Anzug besichtigen und zur Probe anlegen wollte, habe ich das Unglück erst bemerkt!" fuhr die Gräfin fort. „Die Zeit ist zu kurz,

noch eine Abhülfe treffen zu lassen, man versichert mich, daß es ganz unmöglich ist. Ich bin in Verzweiflung."

„Nun, Euer Gnaden, es muß auch einmal so gehen —" tröstete sie Cronberg.

„Ja, es bleibt nichts anders übrig," sagte sie. „Wie sehr ich auch bedauere, dadurch der Ehre Ihrer Gesellschaft verlustig zu gehen, weiß ich keinen andern Rath, als den Tausch, mit welchem Sie im Grunde, hoffe ich, nicht ganz unzufrieden sein werden."

„Tausch?" wiederholte der Reichsgraf, der sich bei diesem Worte in kühne wunderliche Gedanken verstieg.

„Ach, ich habe Ihnen wohl die ganze Verwechselung nicht erzählt?" rief sie. „Mir ist der Kopf ganz wirr davon, so daß ich noch nicht zu einer vernünftigen Rede gekommen bin, wie es scheint. Denken Sie! Der Unselige, welcher jene zauberhafte Tracht anfertigen sollte, nahm mir genau Maß, und dann meiner Nichte — Sie haben Cajetana gesehen? Wir sind so verschieden an Wuchs, Tani hoch gewachsen, schlank, ich dagegen klein; als ob ich eine Ahnung hätte, warnte ich ihn —"

„Und er hat die Maße verwechselt?" brach der Reichsgraf erheitert mit seiner dröhnenden Stimme los und schlug sich dabei schallend auf den dicken Schenkel, daß die Gräfin vor Schreck ein wenig zusammenzuckte.

„Sie haben es errathen,“ sagte sie und sah ihn mit einer erwartungsvollen Miene an.

„Ei, das ist ja lustig!“ rief er. „Die Türkin ist also für das Fräulein gemacht und eine Pilgerin, wenn ich recht gehört habe, für die Frau Gräfin!“

„So hat es der Unmensch beliebt. Rathen Sie uns nun, was zu thun ist!“

„Euer Gnaden sprachen ja von einem Tausche —?“ nahm er den Gedanken willfährig auf.

„Es bleibt kaum etwas Anderes übrig, wenn wir beide Paare nicht vom Feste wegbleiben wollen. Denn über Kreuz zu erscheinen, Türk und Pilgerin, und umgekehrt ist doch nicht möglich.“

Der Reichsgraf lachte. — „Mit wem sollte denn das liebe Fräulein gehen?“

„Graf Trautson war zu Cajetana's Cavalier bestimmt; er wird sehr unzufrieden sein. Ihnen wäre aber der Tausch nicht unangenehm, darf ich hoffen.“

„Nicht im Geringsten!“ versicherte er unbedenklich. „Im Gegentheil!“

„Nun, Sie sind ein offener, deutscher Ritter,“ versetzte die Gräfin lächelnd. „Eitel wollen Sie mich nicht werden lassen. Nein, nein, lieber Graf! Werden Sie nicht roth — Sie brauchen sich Ihrer Ehrlichkeit nicht zu schämen. Es muß also in dieser Weise ausgeglichen wer-

den. Ich habe Ihren Rath hören wollen, ehe ich einen Schritt unternahm; nun Sie aber derselben Meinung sind, daß kein anderer Ausweg möglich ist und meine arme Nichte doch um des Schneiders Schuld nicht des ganzen herrlichen Festes verlustig werden darf, so will ich gleich an Graf Trautson schreiben, ihm das Unglück, das ihn auch trifft, mittheilen und ihn bitten, uns wegen des eigenmächtigen Tausches, zu dem wir gezwungen worden sind, bei dem Oberstceremonienmeister zu entschuldigen, welcher bereits die Liste der Paare, wie sie als Gäste zur Wirthschaft kommen werden, Allerhöchsten Orts eingereicht haben mag. Sind damit einverstanden, lieber Graf?“

Cronberg war mehr als einverstanden damit, sein zwinkerndes Auge, seine freudige Miene verrieth das, aber er durfte seine Zufriedenheit doch nicht so aussprechen, er mußte wieder gut machen, was er vorher in der Uebereilung Beleidigendes gesagt hatte. Die Gräfin unterdrückte jedoch jeden Versuch dazu mit lachendem Muthe und sagte ihm, daß ihre Nichte bis jetzt noch nichts von dem Geschehenen ahne, jedenfalls aber mit dem Tausch eben so zufrieden sein werde, als er, wenn auch aus einem verschiedenen Grunde: er der Person, sie des schönen Costüms wegen. — „Cajetana wird reizend aussehen in meiner Märchentracht!“ schloß sie. „Neh-

men Sie sich in Acht, daß Sie nicht Ihr Herz an sie verlieren."

„Wäre das ein Unglück?" fragte der Reichsgraf mit unerhörter Gewandtheit, über welche er sich später, als er wieder im Wagen mit seinem Veit saß, im Stillen selbst ein Compliment machte.

Francesca lächelte fein. „Wer weiß!" sagte sie. „Man soll mit Gefahren nicht spielen, hat man mir oft gesagt, leider bei mir mit wenig Erfolg; ich habe also kein Recht, Ihnen weise Lehren zu geben. Unsere Angelegenheit ist also klar. Im Gartensaal der Favorita sehen wir uns morgen wieder."

Graf Trautson erhielt das Billet, das ihn von dem Mißverständnisse des Kleidermachers in Kenntniß setzte und die weitere Ausgleichung des seltsamen Zufalls in seine Hand legte; es war mit einem frischen, graziösen Humor geschrieben und machte auf ihn den heitersten Eindruck. Er theilte es sogleich seiner Gemahlin mit, welche es lachend las und dann sagte: „Glaubst Du, daß hier nicht eine feine Hand im Spiele gewesen ist?"

„Aber, Resi!" rief er lächelnd.

„Ich glaube ganz gewiß, daß der arme Schneider unschuldig ist!" versetzte sie.

„Du meinst, die Verwechselung sei absichtlich geschehen? Nun, ich muß sagen, ihr Frauen traut einander

nicht über den Weg, wie man zu sagen pflegt. Ein Mann wäre auf den Gedanken gar nicht gekommen. Und welche Absicht könnte die Gräfin dabei gehabt haben?"

„Das weiß sie gewiß besser, als ich," erwiederte Marie Therese, indem sie dem forschenden Blicke ihres Gatten auswich.

„Freilich könnte es vielleicht recht zum Guten für die arme Tani führen," sagte der Graf, der ein Weilchen nachgedacht hatte. „Es ist nicht so unmöglich, was Du mit weiblichem Scharfsinne durchschaut zu haben glaubst. Wenn der alte Herr gleich mit Cajetana zusammen gebracht wird, und findet an ihr Wohlgefallen, so ist das ein grader Weg, welcher besser zum guten Erfolge führen kann, als der vermittelnde durch die Gräfin. Mir bleibt nichts übrig, als den Tausch anzunehmen und meine Pilgerschaft mit ihr, statt mit der jungen Schönheit anzutreten, was meiner eifersüchtigen kleinen Frau gewiß ganz lieb sein wird."

„Du hast jetzt sehr viel mit jungen Schönheiten zu thun," erwiederte sie. „Das Waldfräulein mit dem Ringe erwartest Du ja heut' auch noch."

„Ja, Resi," erwiederte er. „Ich wünsche sehr, daß das Mädchen kommt, damit ich den Befehl des Königs ausführen kann. Was mir aber der junge Riedau von ihrem Benehmen erzählt, als er sie neulich getroffen hat,

läßt mich fürchten, daß sie gar nicht kommen wird. Sie hat mich wohl erkannt, während ich natürlich keine Ahnung hatte, daß sie dieselbe sei, welche ich damals am Kärnthnerthurme getroffen habe. Ich soll sie haben niederreiten wollen, Resi — Du weißt aber, was ich Dir erzählt habe."

„O ja — wie eine Schlange ist sie unter Deinem Pferde hinweggeschossen. Du brauchst Dich nicht zu fürchten, sie wird schon kommen. Umsonst wird sie den Ring nicht zurückgeben wollen, und wenn sie dadurch den Vater nicht retten kann, so nimmt sie die Gnade des Königs wenigstens für sich."

„Riedau sagt, daß sie mit einem Stolze gesprochen, wie eine Fürstin —"

„Schau!" versetzte die Gräfin lächelnd. „Der Alte ist am Ende ein Häuptling des namenlosen Volks, denn, wie mir immer gesagt worden ist, soll dies Mädchen ja eine Zigeunerin sein. Nun, Leopold, wenn sie nicht kommt, sollte sie mir gefallen. Denn ihrem Vater, sagst Du, ist nicht zu helfen."

„Er ist irrsinnig," erwiederte Trautson. „Ich habe im Auftrage des Königs mich genau von Allem unterrichtet und auch schon darüber Meldung abgestattet. Auf die Anzeige eines Mannes aus Meidling, der ihn vielleicht in der Absicht auf eine Belohnung aufgespürt hatte, ist er in der Hütte eines alten Weibes, angeblich der

Witwe eines Kriegsgesellen, gefunden und verhaftet worden. Auch seine Tochter. Diese aber hat auf dem Wege nach dem Gefängniß die Flucht ergriffen und hat bis jetzt, obgleich man sie mehrmals zu ganz verschiedenen Tageszeiten wieder in der Hütte der alten Frau gesucht, nicht ermittelt werden können. Im Thurme, wohin man den Vater gebracht, hat man sich dann bald überzeugt, daß er irrsinnig ist, was man im Anfang für Verstellung angesehen hatte. Ich bin selbst bei ihm gewesen."

Die Gräfin stieß einen Laut der Furcht und des Widerwillens aus.

„Ein menschlicher Richter hatte ihn schon aus dem schlimmen Kerker, in welchen man ihn zuerst geworfen hatte, in eine gesündere Zelle bringen lassen, wo er Licht und freie Luft hat und mit einem einzigen Gefangenen, der nur ein leichteres Verbrechen büßt, zusammen=liegt; dieser hat ihn zugleich zu bewachen, daß er sich kein Leid anthut. Ich ließ mich zu ihm führen, damit ich dem Könige genauen Bericht abstatten konnte; aber es war vergebens, daß ich an sein Lager trat und ihm ruhig zusprach: er warf sich mit Ungeduld auf die andere Seite und war zu keinem Worte zu bewegen, während er doch, wie mir der Andere versicherte, sonst zuweilen sehr viel schwatzen soll. So konnte ich dem Könige nur die Beschreibung seiner Person bringen, und diese paßte."

„Geh nicht wieder dahin, Leopold," bat die Gräfin.

„Aus eigenem Antriebe gewiß nicht," beruhigte er sie.

Der Tag verging, ohne daß die Tochter des Gefangenen erschien, und auch am folgenden Tage ließ sie sich nicht blicken. Graf Trautson mußte annehmen, daß Riedau wohl Recht gehabt, als er ihr Kommen bezweifelte, und es war ihm, der Worte des Königs eingedenk, sehr unangenehm. Dieser blieb somit, wie er wenigstens die Sache ansah, in des Mädchens Schuld, und er hatte doch im Sinne gehabt, gegen sie, mit Ausnahme eines Eingriffs in den Rechtsgang der Kaiserlichen Gerichte, eine wahrhaft fürstliche Großmuth zu üben. Die einzige Hoffnung, welche der Graf für den Fall ihres Ausbleibens noch auf Cajetana gesetzt hatte, war durch den wunderlichen Zufall — wenn es ein solcher war! — der nun für morgen statt Cajetana's die Gräfin Königsegg an seine Seite führte, getrübt worden. Wie sollte er jetzt Gelegenheit finden, auch wenn er während des Festes zuweilen in ihre Nähe kam, die Erforschungen möglich zu machen, die sich nicht durch eine kurze Frage und Antwort abthun ließen, sondern vorsichtig eingeleitet werden mußten?

Es war nun zu spät. Auch wenn heute noch bei sinkendem Abend die Dirne, an welche er schon mit einem

ihm sonst fremden Unmuthe dachte, in sein Haus gekommen wäre, er hätte sie nicht mehr annehmen können; denn es war nun Zeit, sich in die dunkle, einfache Pilgertracht zu werfen, welche er für das Fest in der Favorita, recht nach seinem Sinne, gewählt hatte. Er fand es nun selbst ganz passend, daß er mit der ältern Dame, statt wiederum mit dem jungen Mädchen, erscheinen solle. Damals bei der Schlittenfahrt war es wirklich das Loos gewesen, das über ihn entschieden hatte; jetzt würde er in dem Bewußtsein, gleich Andern eingegriffen zu haben, nicht ganz gleichmüthig ihren Bemerkungen entgegen getreten sein.

Hatte er, der eines Königs Vollmacht besaß, die reichste Großmuth gegen das niedrig geborne Mädchen zu üben, auf sie zwei Tage gewartet, daß sie erscheinen werde, sich ihren Lohn zu holen, so war es Kathi nicht in den Sinn gekommen; sie wollte ja nichts für sich, nur Gnade für ihren Vater! Der König hatte nun ihren Ring, es war ihm gesagt worden, was sie dafür erbitte — nun mußte sie harren mit Geduld, wie der junge ritterliche Mann sie vertröstet hatte, bis es dem Könige gefallen werde, das Wort der Gnade zu sprechen. Ihre Seele hatte ja keine Ahnung, daß ihn höhere Gerechtigkeit davon abhalten könne! Zu derselben Stunde, wo Graf Trautson es aufgegeben hatte, sie noch kommen zu sehen, saß sie im Halbdunkel des Abends, das schon alle

Umrisse zerfließen ließ, wiederum auf den Stufen der Kirche, wo sie allein Trost und Frieden fand. Sie war, als nur wenige Menschen in dem offenen Gotteshause beim Lichtschein der Kerzen zu erblicken waren, verstohlen eingetreten und hatte sich an einem Seitenaltare auf ihre Kniee geworfen, die Stirn in tiefster Zerknirschung auf die Steine gedrückt, und so recht aus Herzensgrunde gebetet, für ihren Vater, für ihr Fräulein, für den jungen freundlichen Kriegsmann, der stets mit Cajetana's Bilde vereint vor ihre Seele getreten war, noch ehe er sich ihrer angenommen hatte, dann auch für einen Andern, bei dessen Gedenken ihre Thränen reichlicher flossen, und endlich, ganz zuletzt auch für sich. Nun saß sie, mit dem namenlosen Segen eines inbrünstigen Gebets erquickt, still und demüthig auf den Stufen der Kirche, um die Stunde zu erwarten, wo sie ihren gewohnten Gang antreten konnte.

Da kam eiligen Schritts ein Mann vorüber=gegangen, der, als er die dunkle Gestalt auf der Treppe erblickte, einen Moment still stand, gleichsam überrascht, dann aber schnell ihr nahte.

„Du bist es, Kathi!" rief er mit unverhehlter Freude.

Ihre erste Bewegung war, zu fliehen, aber sie besann sich und kam ihm, da sie aufgesprungen war, entgegen. „Ich bin es, lieber Herr," sagte sie leise.

„Und warum habe ich Dich so lange nicht hier gesehen?" fragte er, ihre Hand ergreifend.

„Wissen Sie es nicht —?" entgegnete sie. „Hat es Ihnen Niemand gesagt?"

„Wie soll ich es wissen! Ich habe Dich so herzlich gebeten, wieder zu kommen, und bin alle Tag' hier vorüber gegangen, aber ich habe Dich nimmer gesehen. Warum bist Du nicht gekommen, Kathi?"

„Sie wissen es also nicht, daß wir von Ihrem Mann aus Meidling ausgespürt worden sind, wo wir um Gottes Barmherzigkeit willen ein Obdach gefunden hatten, daß er uns angegeben hat bei den Gerichten, daß mein Vater in den Thurm geworfen ist und ich gehetzt werde, wo ich mich sehen lasse, als wär' ich ein Thier des Waldes?" In ihrer Stimme lag die tiefste Bitterkeit, wie sie nur eine Ausgestoßene fühlen kann.

„Kathi, ich bitte Dich, was sprichst Du da?" rief er erschüttert. „Das Alles wär' Dir geschehen, ohne daß ich ein Wort erfahren hätte! Warum hast Du mich nicht aufgesucht? Du wußtest ja, daß Du mich hier treffen konntest; ich würde mich Deiner angenommen haben, so weit ich konnte! Hast Du so wenig Vertrauen zu mir, Kathi?"

Sie schwieg, ihre Hand zitterte in der seinigen.

„Niemand hat mir ein Wort gesagt!" fuhr er fort.

„Und doch kann der Mensch das nicht auf seinen eigenen Kopf gethan haben, ohne zu fragen“ — Hier unterbrach er sich, als ob er schon zu viel gesagt habe, von seinem Unwillen hingerissen. Dann legte er sanft die andere, freie Hand auf des Mädchens Schulter. „Du arme Kathi! Ich bin freilich kein mächtiger und vornehmer Herr, daß ich Dir helfen und Deinen Vater befreien könnte. Aber dulden werde ich nimmer, daß sie Dich mißhandeln, Du unschuldiges Kind, und ich bitte Dich, mit mir zu kommen, jetzt grade. Du hast keine Ursache, Dich zu schämen oder zu fürchten, Du kannst Jedermann unter die Augen treten, und ich will doch sehen, ob sie es wagen werden, Dich zu kränken, wenn ich Dich an meiner Hand hineinführe.“

„Ich kann nicht mit Ihnen gehen,“ erwiederte sie von seinen aufgeregten Worten beunruhigt. „Sie wissen nicht —“

„Ich weiß Alles!“ unterbrach er sie. „O sie haben mir von Dir Schlimmeres gesagt, als wahr ist. Ich will Dich nun vor ihr Angesicht führen, ob sie den Muth haben werden, Dir Gerechtigkeit zu verweigern.“

„Nimmermehr!“ rief sie, als sie seine Absicht endlich ahnte. „Ich — werde schon Gnade für meinen Vater finden, ich hoffe ganz bestimmt darauf. Lassen Sie mich, lieber Herr, wir sehen uns besser nicht mehr wie-

der — ich danke Ihnen für Alles, was Sie freundlich an mir gethan haben —"

„Nein, Kathi! Ich lasse Dich nicht. Ich will Dich geehrt von den Menschen, die Dich verfolgen, ich will Dich froh und zufrieden sehen. Du mußt mir heut' versprechen, daß Du wieder kommst."

Sie machte sich sanft, aber entschieden von ihm frei; sie sagte kein Wort, aber er glaubte von ihrer Hand, als sie dieselbe der seinigen entzog, das Versprechen, um das er sie bat, erhalten zu haben. Dann enteilte sie ihm, ohne daß er sie zurückzuhalten wagte. Von Cajetana war zwischen ihnen nicht gesprochen worden.

„Aber, Franzl, wie spät bleibst Du aus?" empfing den Heimkehrenden der Vater mit liebevollem Vorwurfe. „Ist es nicht genug, daß Du früh fleißig bist? Mußt Du auch noch bis in die sinkende Nacht arbeiten?"

„Wo ist die Mutter?" fragte Franz statt der Antwort.

„Sie hat sich in der Dunkelstunde ein wenig niedergelegt und ist eingeschlummert, wie ich glaube. Wir wollen sie nicht stören. Ihr ist seit ein Paar Tagen wieder recht elend zu Muthe! Wenn der liebe Gott doch helfen wollte, daß man ein Mittel fände, sie von dieser furchtbaren Einbildung zu curiren!" Er sagte das Wort so leise und vorsichtig, daß es außerhalb der Stube auch das schärfste

Lauscherohr nicht hören konnte, denn er erinnerte sich sehr wohl, wie schlimm er angekommen war, als er einst gewagt hatte, gegen sein Gattin von einer bloßen Einbildung zu reden.

„Weiß der Herr Vater etwas von unserm Hausmann aus Meidling?“ fragte Franz.

Der Vater sah ihn verwundert über die Frage an. „Ist ihm etwas geschehen?“

„Weiß der Herr Vater, daß er die armen Leute aus dem Feldhüterhause angegeben hat?“

„Angegeben — wie so?“ fragte Riedl.

„Also hinter Ihrem Rücken ist das geschehen! Ich muß die Frau Mutter fragen, ob sie auch nichts davon weiß.“

Da war sie schon zur Hand, die Frage zu beantworten. Sie stand, ein weißes Tuch um den Kopf, fast gespenstig anzusehen, denn sie war wirklich leidend und blaß, in der Thüre zum Schlafgemach, wo sie sich eine Weile niedergelegt hatte. „Was willst Du von mir wissen, mein Sohn?“ fragte sie ungewöhnlich sanft.

Ihr Ton entwaffnete ihn. „Mutter, ist es mit Ihrem Vorwissen geschehen, was der Hausmann gegen den alten Martin und seine Tochter unternommen hat?“ fragte er nur in der gewohnten, rücksichtsvollen Weise.

„Ja, Franz,“ antwortete sie. „Er hat mir davon gesagt.“

„Und die Frau Mutter hat es geduldig geschehen lassen, daß er unglückliche Menschen verfolgt hat?“

„Unglücklich haben sie manchen Andern gemacht!“ versetzte die Mutter schwer seufzend. „Ich hab's dem Hausmann nicht geheißen, er hat nach seinem eigenen Gewissen gehandelt, verbieten konnte ich es ihm nicht.“

„Der alte Mann ist in den Thurm geworfen worden, die Tochter, unschuldig, wie sie ist —“

„Unschuldig!“ unterbrach ihn die Mutter mit einem scharfen, verächtlichen Tone.

„Ja, Mutter, unschuldig, wie nur ein frommes Mädchen sein kann!“ bestätigte er fest, durch den Wechsel ihres Wesens seinem kräftigen Entschlusse zurückgegeben. „Sie hat keine Ursache, Ihr Angesicht zu scheuen, sie kann mit freier Stirn vor Sie treten und Sie fragen: was habe ich gethan, daß Sie einen solchen Haß auf mich geworfen haben? Und das soll sie auch. Ich selbst werde sie der Frau Mutter zuführen, damit diesem traurigen Zustande ein Ende gemacht wird!“

„Franz!“ rief die Mutter in ungemessenem Erstaunen vor dieser festen Sprache, welche sie nie an ihrem Sohne wahrgenommen hatte. Herr Riedl faltete die Hände und das Herz klopfte ihm in ängstlicher Erwar-

tung des Sturmes, der nun ausbrechen mußte. Aber seine Besorgniß war unbegründet, der Sturm brach nicht aus.

„Es ist ein sehr trauriger Zustand, mein Sohn," sagte Frau Riedl mit halber Stimme, „Du hast Recht. Ein Ende wird es bald nehmen, darüber kannst Du außer Sorgen sein. Willst Du mir das Mädchen zuführen, ich habe auch nichts dagegen. Vielleicht thut es ihr selber leid, was sie angerichtet hat, und dann wird sie schon wissen, wie es wieder gut zu machen ist."

„Ich habe sie heut' zum Erstenmale wieder getroffen —" sagte der Sohn gleichsam entschuldigend.

„Das glaube ich Dir; wärst Du sonst so traurig gewesen? Sie hat Dir geklagt, nicht wahr, daß ich sie habe verfolgen lassen?"

„Sie hat nicht über Sie geklagt, sie hat nur erzählt, was ihr widerfahren ist. Mag auch dem Vater zur Last fallen, was ich nicht beurtheilen kann, das Mädchen ist fromm."

„Das kannst Du beurtheilen?" versetzte die Mutter mit ihrem alten scharfen Tone.

„Ich glaube! Sie sucht das Gotteshaus — ich habe sie nie anders getroffen, als dort, seit sie Meidling verlassen hat."

„Sie soll mich heilen!" rief Frau Riedl auf ein-

mal heftig ausbrechend. „Dann will ich zufrieden sein.“ — Sie ging, dem Sohne noch einen bitterbösen Blick zuwerfend, nach der Küche, wo man sie bald die Magd schelten hörte, so hell und nachdrücklich, als sei jede Spur einer Krankheit von ihr gewichen.

Der Vater winkte den Sohn zu sich und ließ sich von ihm Alles erzählen, was ihm von Kathi über das Verfahren seines Hausmanns gesagt worden war; es erfüllte ihn mit gerechtem Unwillen, daß Alles eigenmächtig hinter seinem Rücken geschehen sei, und er beschloß, den Mann ernstlich zur Rede zu stellen.

„Wo haust denn nun das arme Mädchen?“ fragte er dann mitleidig. „Wird man sie in Ruhe lassen, wo sie ein Obdach gefunden hatte? Sie hat Dir wohl nicht gesagt, wo das ist?“

Franz erwiederte, daß sie es ihm nicht gesagt habe, daß er aber hoffe, sie wieder zu sehen.

„Ich wollte wohl, wir könnten ihr helfen,“ entgegnete der Vater. „Sie glaubt doch, daß die Verfolgung von uns ausgegangen ist. Ich werde es mir überlegen, was zu thun ist — aber Franzl, die Mutter ist krank, wir dürfen sie nicht in Unruhe bringen — es wird am besten sein, wir Beide als Männer behalten Alles für uns. Nicht, daß wir hinter'm Rücken der Mutter Heimlichkeiten hätten, es ist nur, um sie zu schonen. Du bist ganz

meiner Meinung, lieber Sohn. Was Du auf dem Herzen hast, mir kannst Du es immer sagen, wir werden dann schon sehen, wie wir am besten Rath schaffen können. Nun geh' in Deine Kammer und zieh' Dir den Hausrock an, daß sie nicht denkt, wenn wir so lange zusammen stecken, daß wir gefährliche Anschläge ausbrüten."

Er versuchte, über seinen Scherz zu lachen, aber es wollte nicht recht glücken, und Beide trennten sich ernst gestimmt.

Sechstes Capitel.

Maskenfest in der Favorita.

In der Wieden, wo die neue Favorita lag, rollten die Karossen der vornehmen Welt, Läufer mit Fackeln voraus, Diener hinten aufstehend, in fast ununterbrochener Folge. Es bildete sich eine Wagenreihe, welche in der Nähe des kaiserlichen Lustschlosses in's Stocken gerieth und nur allmälig, wie ein Wagen nach dem andern vorfuhr und die zum Feste geladenen Gäste ausstiegen, nachrücken konnte. Da gab es in denen, welche sich ein wenig verspätet hatten, und darum fast ganz hinten sich

anschließen mußten, manchen stillen Seufzer, daß etwas von dem zauberischen Feste versäumt werden könne. Das war aber schon vorgesehen, denn die Anfahrt war so früh befohlen worden, daß Alle versammelt sein konnten, ehe das Fest seinen Anfang nahm.

Die Gräfin Königsegg hatte mit Absicht gesäumt: sie wollte nicht lange in den Verhandlungszimmern weilen. Auch fühlte sie, im Wagen harrend, so wenig Ungeduld als Cajetana, welche dem Spiele des Zufalls, das sie nun dem Grafen Cronberg zuführte, mit klopfendem Herzen entgegen=ging. Sie konnte darum auch den heitern Worten, welche die Gräfin während des Stillhaltens im Wagen an sie richtete, nur wenig erwiedern. Endlich traf auch sie die Reihe, und Cajetana hätte es an dem leisen Geflüster, an den bewundernden Blicken der schon versammelten Gäste, als sie mit der Gräfin in den prächtigen Räumen erschien, bemerken können, welchen Eindruck sie machte. Sie war aber zu befangen und verlegen, um auf diese untrüglichen Zeichen, welche ihrer Begleiterin nicht entgingen, Acht zu haben; schon nahten auch die beiden Cavaliere, denen sie zugesellt waren.

Der Reichsgraf von Cronberg hatte bereits, wie sie, allgemeines Aufsehen erregt, wenn schon in anderer Weise. In einem Anfall von genialer Laune, vielleicht auch nicht ganz ohne äußern Einfluß, hatte der Schneider, welcher

ihn zum rechtgläubigen Moslim ausstaffirt hatte, seine kühnste Phantasie erschöpft, um ihn so grotesk als möglich erscheinen zu lassen. Schon der Turban, von der grünen Farbe des Propheten, zeigte einen kolossalen Bau, der sich von schweren Falten eines weißen Shawls umwunden, wie eine Gebirgsmasse emporthürmte und durch einen hohen Reiherbusch noch imposanter gestaltete. Der Kaftan aber, der über dem gelben, in bequemster Weite drapirten kurzen Leibrock in ungeheuerem Umfang fast bis auf die Erde reichte, war vom brennendsten Roth mit himmelblauen pelzverbrämten Aermeln; ein feuerfarbener Gürtel schlang sich lose und schmeichelnd um den jeder Einschränkung spottenden Leib, unter ihm flossen schneeweiße wolkig gebauschte Pantalons zu den gelben Saffianstiefeln hernieder, welche einen Fuß umkleideten, wohl gemacht, eine so gewichtige Figur mit voller Sicherheit zu tragen.

Außer den wenigen Eingeweihten war Alles gespannt, wer das würdige Seitenstück zu diesem personificirten Faschingsspaß sein würde; man erwartete bestimmt, eine eben so abenteuerliche weibliche Carricatur erscheinen zu sehen, und hielt die Veranstaltung schon für eine, nicht grade geschmackvolle, aber doch beißende Verspottung des Erbfeindes, den man im vergangenen Jahre endlich zum schimpflichen Frieden gezwungen hatte. Wie groß war

daher das Erstaunen, ja man kann sagen, die allgemeine Entrüstung, als mit der Gräfin Königsegg, die im Pilgergewande kam, eine junge Dame — Viele kannten sie schon! — als Türkin gekleidet erschien, der sich der wandelnde Regenbogen des Orients in seiner ganzen Massenhaftigkeit sogleich nahte, um sie als die Seinige in Anspruch zu nehmen. Es ging ein lautes Gemurmel durch den Saal, das nur den einen Gegenstand hatte. Am flammendsten malte sich der Unwille in den sprechenden Zügen eines Cavaliers, der in altrömischer Tracht erschienen war, die zu seiner klassischen Gesichtsbildung und seinem Wesen wohl paßte und die er mit Stolz trug, denn es war ja die Tracht seiner Ahnen der Vorzeit in der ewigen Stadt, als sie noch die Beherrscherin des Erdkreises war. Die Toga palmata, wie sie einst die Ritter bei feierlichen Aufzügen getragen, vom reinsten Weiß, nach besonderm Vorrecht mit goldenen Palmen gestickt und mit einem breiten Purpursaum versehen, hatte er mit malerischem Faltenwurf von der linken Schulter über die Brust geschlungeu, daß sie den rechten Arm frei ließ; die gleichfalls weiße Tunica mit dem breiten patricischen Purpurstreifen und kurzen Aermeln umschloß gefällig den schlanken Leib, von einem Gürtel fest zusammen gehalten; das kurze lockige Haar mit einem Lorbeerkranze geschmückt hatte sonst keine Bedeckung. Es war eine edle,

an die schönsten Gebilde klassischer Kunst erinnernde Erscheinung, welche manch' schönes Auge schon theilnehmend auf sich gezogen hatte. Als nun der Türke, den der Altrömer schon viel zum Gegenstande seines schärfsten Spottes gemacht, sich zum Sultan der bezaubernd schönen Orientalin aufwarf, loderte das blendende Feuer, in welchem des Römers schwarze Augen selbst bei ruhigem Muthe strahlten, zu einer sprühenden Glut auf, und er wandte sich, den heftigsten Unmuth in allen Zügen seines Gesichts, zu der Dame, der ihn das Loos statt des alten Hofkriegsrathspräsidenten, Grafen Rüdiger Stahremberg, zugesellt, welcher beim Carenfeste bedeutsam genug als römischer Triumphator erschienen war, heute aber nicht Theil nehmen konnte.

„Nun, Fräulein Santellier, das nenne ich ein passendes Paar!" rief er. „Es ist, als ob die Frau Gräfin ihre Nichte vor dem ganzen Hofe der Lächerlichkeit preisgeben wollte!"

Die kleine lebhafte Französin hatte schon viel über den dicken bunten Pascha gelacht und fand den Contrast zwischen ihm und der jungen Dame gar nicht übel. „Was wollen Sie, Graf Pio?" sagte sie. „Mag dergleichen bei den Herren Türken nicht oft vorkommen? Wer wehrt dem häßlichsten Muselmanne, sich die schönste Sclavin zu kaufen? Ueberdem, es ist ja Fasching — es freut mich, in

diesem Paare den ersten Versuch heiterer Laune zu sehen, denn sonst, ich muß gestehen, geht Alles zum Fürchten ernsthaft und langweilig ab; unter den Masken aller Nationen der Erde, die hier sich bewegen, schimmert doch nur die eine steife spanische Grandezza hindurch und Allen wäre wohler in ihren gewohnten Perücken!“

Graf Pio Colonna hörte kaum auf sie; sein glühendes Auge verfolgte alle Bewegungen Cajetana's. Was hatte er nicht versucht, um des Glückes an ihrer Seite für diesen Abend theilhaftig zu werden. Bei der Zahl hoher Gönner, deren er sich rühmen konnte, hatte er mit Bestimmtheit darauf gerechnet; um so größer war sein Unmuth gewesen, als ihm in seiner stolzen Zuversicht plötzlich der Bescheid wurde, daß bereits ein nicht mehr abzuänderndes Geschick über die Damen des Königsegg'schen Hauses bestimmt habe. Da hatte er im Voraus dem Begünstigten, den man ihm nicht nannte, bittere Rache geschworen, und es ist leicht möglich, daß sein aufsprühender Zorn daraus entsprang, daß der lächerliche alte Mann, welcher sich ihm jetzt darstellte, gar kein Gegenstand für seine Rache war, deren heiße Lust er also nicht büßen konnte. Eifersichtig auf diesen Nebenbuhler zu sein, war unmöglich. Ein Balsam aber lag aus diesem Grunde doch in der unerwarteten Lösung, und er hatte jetzt nur das eine nächste Ziel im Auge, bei der

Tafel, durch welche der Tanz bald nach den ersten Umgängen unterbrochen wurde, Cajetana's Nachbar zu werden, um sich ihre Hand später, wo die Trachten sich ungezwungen mischten, zu soviel Tänzen zu sichern, als die Sitte nur irgend erlauben würde.

Die Gräfin Francesca hatte unterdessen mit großer Unbefangenheit Trautson ihren Dank abgestattet, daß er ihre Bitte, das Mißverständniß, an dem sie nicht Schuld sei, auszugleichen, erfüllt und sich selbst dabei zum Opfer gebracht habe. Sie hatte seinen Widerspruch gegen dies Wort lächelnd als eine Pflicht der Galanterie hingenommen und war dann zu seiner Gemahlin getreten, welcher sie über ihre reizende und einfache Tracht, besonders über das holländische Häubchen, das sie wie das jüngste Mädchen erscheinen ließ, einige freundliche Bemerkungen machte.

„Mein armer Karl Fidelis wird heut' in seinem kalten Alpenlande mit seinen Gedanken recht viel unter uns weilen!" sagte sie. „Ich will mir Alles recht genau betrachten, damit ich ihm eine genaue Schilderung schreiben kann. Der junge Riedau, welcher in den nächsten Tagen wieder zum Heere abgeht, will meinen Brief mitnehmen."

Graf Windischgrätz, der als Begleiter der Gräfin Trautson neben ihr stand, pries sein Glück, daß der ritter-

liche Karl Fidelis im Feldlager zurückgehalten worden sei und er an seine Stelle habe treten können; beim vorigen Feste war er als Schwabe mit der Gemahlin des Feldmarschalls Stahremberg, welche zugleich bei Tafel die Ehrennachbarin des Czaren abgab, gesellt gewesen. Ohne die Erkrankung des alten Helden, die auch dessen Gemahlin zurückhielt, würde er trotz des Ausbleibens Karl's Fidelis nicht zu der heutigen Ehre gelangt sein, er pries sich also doppelt glücklich, und die Gräfin Trautson gab ihm darauf, mit einem schalkhaften Aufblick zu ihrem Gemahle, ihre Hand, denn eben wurden mit großem Geräusch die Flügelthüren zum Saale geöffnet, in welchem die kaiserlichen Majestäten, als Wirth und Wirthin in vaterländisch österreichischer Tracht ihre Gäste erwarteten.

Ein Lichtmeer in blendender Fülle wallte durch die geöffneten Thüre den Eintretenden, wie sie paarweise geordnet vorschritten, entgegen. Die ganze Pracht an Silber und Gold zahlloser Armleuchter und Kandelaber, deren Kerzen eine Taghelle verbreiteten, war hier entfaltet, mächtige Spiegel strahlten überall das Licht zurück und verdoppelten dessen Stärke. Cajetana hatte schon einmal diese Räume betreten, aber nicht bei so glänzender Ausschmückung und Erleuchtung, sondern bei Tage; sie war auch schon den Allerhöchsten Herrschaften genaht und vorgestellt worden, dennoch machte Alles, was sie

heute sah, selbst die fremdartigen Gestalten rings um sie her einen überwältigenden Eindruck auf sie. Dem Reichsgrafen an ihrer Seite, der sich seit langen Jahren von solchen Festlichkeiten fern gehalten hatte, mochte es nicht besser gehen, als ihr; wenigstens fand sie an ihm keine ermunternde Sicherheit des Benehmens, das ihr leicht aus der unaussprechlichen Befangenheit, welche sich ihrer bemeistert, geholfen hätte. Das Paar machte den kaiserlichen Wirthen, wie die übrigen, aber halb bewußtlos vor Verwirrung, seine Reverenzen, und sah sich dann mit dem Strome fortgerissen, der nun, ehe der Tanz begann, in getheilten Wellen durch die festlichen Räume flutete. Hier fand Cajetana bald ihre Geisteskraft wieder und schämte sich, daß sie abermals, gleich einem Kinde, von äußern Eindrücken derselben beraubt worden war. „Was ist es denn mehr?“ sagte sie mit einem gewissen Trotze, der jetzt in ihr erwachte, und ihr Auge blickte hell und muthig umher, die bunt gemischte Menge, unter der sie sich bewegte, zu betrachten. Die Gräfin Königsegg mit ihrem Begleiter war von ihr im Gedränge getrennt worden, doch bemerkte sie das Pilgerpaar in einer andern Reihe und war der Gräfin dankbar, daß sie ihr so freundlich zulächelte. Manche andere Persönlichkeit, welche sie in Gesellschaft kennen gelernt hatte, erkannte sie wieder in der fremden Verkleidung, und es gereichte ihr nun zur Freude,

daß sie ungestört durch ihren noch immer stummen Herrn ihre Beobachtungen fortsetzen konnte. Ihr Auge irrte suchend durch die lebhaft bewegten Gruppen — suchte es Jemand, den Cajetana zu finden erwartete und den sie noch nicht gesehen hatte? Wie dem auch sein mochte, so war es derjenige nicht, vor dessen Feuerblick, als er sie traf, ihr Auge sich empfindlich verletzt senken mußte. Graf Pio Colonna hatte sich endlich, obgleich er noch nicht mit seiner Dame in ihre Nähe zu dringen vermocht, Cajetana bemerklich gemacht, und die hübsche Französin an seinem Arme, Tochter eines vornehmen Edelmannes aus Villars Begleitung, hätte wohl fühlen können, daß ihr die Bewegung nicht galt, in welche er gerieth, als das Auge der Orientalin von dem seinigen in seiner zehrenden Glut doch endlich angezogen war. Aber sie plauderte in vollem Eifer, um ihm, der fremd war und Viele noch nicht kannte, alle Paare zu nennen, welche in ihren Bereich kamen. Da klangen denn alle die ritterlichen Namen hoher Geschlechter, die noch heute um den Kaiserthron und in den Kronlanden des Kaiserstaates in Macht und Ansehen blühen — nur wenige von ihnen sind erloschen. Ueber das Maskenfest, welches dem Caren gegeben worden war, hat uns die Chronik der Zeit die genauesten Aufzeichnungen erhalten, Paar für Paar in seiner Tracht genannt und die Plätze bezeichnet, welche sie bei Tafel eingenom-

men, auch welche Aufmerksamkeiten dabei von dem Kaiser seinem erlauchtem Gaste, welcher damals noch nicht den Kaisertitel führte, erwiesen worden sind, wie er ihm einen kostbaren Krystallpokal mit Wein dargebracht, den der Car auf ewige Freundschaft mit einem Zuge geleert und dann als Geschenk herzlich erfreut angenommen, worauf er sich an den römischen König gewendet, der ihm achtmal habe Bescheid thun müssen, und dann von ihm entzückt umarmt und in die Höhe gehoben worden sei. In der allgemeinen Anordnung war das heutige Fest die Nachfeier zur unauslöschlichen Erinnerung des ersten, und auch die Costüme, auf welche damals die höchste Pracht verwendet worden, waren, wie schon bemerkt, im Allgemeinen dieselben; nur hatte sich unter den theilnehmenden Personen, von denen namentlich mehrere fürstlichen Geschlechter vom Auslande nicht anwesend waren, Manches geändert, und Fräulein Santellier war beflissen, ihrem schönen Römer, mit welchem sie höchlich zufrieden war, Alles zu schildern. Die lebensvollen Männer und Frauen, alt und jung, welche an dem kaiserlichen Carneval im Jahre 1700 Theil nahmen, blicken wohl in den Ahnensälern jener edlen Geschlechter aus ihren Bildrahmen in Harnisch oder im seidenen Hofkleide auf ihre Nachkommen herab — vielleicht ist es diesen nicht ohne Interesse, wenigstens von Einigen aus noch heute blühen-

den Häusern zu hören, welche dem römischen Grafen von seiner gesprächigen Dame genannt wurden.

„Sehen Sie dort! Das ist Johanna Thurn, die friesländische Bäuerin — bildschön, nicht wahr? Sie war dem Czaren, der in friesischer Tracht incognito blieb, zugesellt, und ist so sehr beneidet worden! Er hat dort herum die Zimmermannskunst erlernt, deshalb war ihm die Tracht die liebste. Die französische Bäuerin dort ist eine Gräfin Hoyos, ihr Cavalier Graf Joseph Paar — ob es wohl im ganzen schönen Frankreich eine solche Tracht gibt? Ich sage Nein. Es müßte denn der Straßburger richtig sein — Straßburg liegt jetzt in Frankreich, lieber Graf, man hört es hier nicht gern! Den Straßburger kennen Sie wohl, es ist Graf Philipp Dietrichstein, Hauptmann der Arcierengarde, darum hat er auch wohl die Ehre, die jüngste Erzherzogin zu führen, Maria Magdalena, eine reizende kleine Prinzessin. Ihre zweite Schwester ist nicht recht wohl, darum sehen Sie die Gräfin Trautson als holländische Bäuerin — frostig, blond, ganz Ehefrau und Mutter, va! Die ältere Erzherzogin Josephe sehe ich jetzt nicht; sie ist als Jüdin hier mit dem Grafen Volkra, der sehr spaßhaft aussieht. Dort die grüne Jägerin, das ist die Frau des reichsten Mannes in Oesterreich, des Fürsten Liechtenstein; ihr Herr Graf Löwenstein. Fräulein Fugger kann freilich

auch mit Einigem aufwarten, sie soll eine englische Bäuerin sein; der liebenswürdige Graf Auersperg führt sie. Seine Gemahlin ist unter den Dienerinnen bei der Majestät. Ah! Hier ist die heidnische Welt: Die Erzherzogin Maria Elisabeth mit Graf Daun — Tataren; Seine römische Majestät mit der Gräfin Traun — Aegypter; die schöne Wratislaw mit dem alten Grafen Breuner — Chinesen. Sie war das Vorigemal eine Armenierin und sah wunderhübsch aus, saß auch bei der Tafel neben dem Könige — das darf heut' nicht mehr sein, was würde die Gräfin Caraffa sagen! — Hier haben wir Zigeuner: Graf Ludwig Thun mit der Gräfin Mollart. Wollen wir uns wahrsagen lassen? Ihre Tochter paßt dazu mit Graf Rappach, Charlatan und Charlatane — hübsch bunt! Da, die reizende Gräfin Schlik — eine Italienerin, wie ich glaube, silberner Strahlenkamm und viel Bänder und Korallen; ihren vornehmen Herrn kennt ganz Wien, weil sein Vater die Stadt gerettet hat: Prinz Joseph, der Sohn des Herzogs Karl von Lothringen. Apropos Rettung Wiens: kein Pole hier? Doch! Sehen Sie die hängenden Aermel? Ein Starost! Das ist Graf Wels und die Gräfin Martinitz! Daneben auch ungarische Magnaten: Graf Kolowrat mit der brünetten Päßberg, und, wenn Sie einen Soldaten sehen wollen, da Sie, glaub' ich, im Felde noch keinen gesehen haben — haha!

dort haben Sie einen Soldaten und eine Soldatenfrau: Graf Leopold Dietrichstein mit der Gräfin Esther Stahremberg. Sehen Sie nicht aus, als wollten sie gleich gegen mein armes Frankreich in den Krieg ziehen? Der junge Fürst" — fuhr sie leiser und etwas ernster fort — „für den das Schwert gezogen werden soll, hat nicht ohne Absicht, glaub' ich, flandrische Tracht angelegt — dort steht er; die alte Ehrendame neben ihm ist Ihnen bekannt: Gräfin Waldstein. Es sind noch mehr Waldsteins hier: Graf Carl mit seiner niedlichen Cousine Josephe; ihr Costüm soll hannoverisch sein, gewiß der römischen Königin zu Ehren. Bin ich nicht die beste Ariadne in diesem Irrgarten, die Sie hätten finden können?"

Graf Pio mußte ihr darüber ein Compliment sagen, das sie ermunterte, ihm im Weiterwandeln noch mehr Paare zu nennen und mit Bemerkungen zu begleiten, welche nicht immer harmlos waren.

Jetzt ordnete sich der erste Tanz, ein Festzug der Gäste, bei welchem sich die zusammen gehörigen Masken noch nicht trennten, was erst, wie schon gesagt, nach der Tafel gestattet war. Cajetana schritt daher noch immer am Arme des Reichsgrafen Cronberg einher, und es war ihr auch recht lieb. Wie frei sie sich auch, nachdem die erste Befangenheit überwunden, gefühlt hatte, war doch allmälig, sie wußte selbst nicht warum, eine räthselhafte

Verstimmung über sie gekommen, mitten in diesem lauten fröhlichen Treiben, das sich in der Maskentracht frei vom Zwange selbst in der Nähe der kaiserlichen Herrschaften bewegen durfte. Cajetana fühlte sich in der Menge vereinsamt; die Gräfin war die Einzige, welche sich hier um sie kümmerte, und war sie gewiß, daß es aus einer wahren mütterlichen Zuneigung geschah — war es nicht vielmehr Beharrlichkeit in einer Rolle, welche sie einmal aus Mitleid übernommen hatte, und vielleicht nur ein wenig Wohlgefallen an ihr? Wenn Cajetana nach wahrer Liebe suchen wollte, so konnte es nur draußen geschehen, weit von hier, vielleicht an einer unheimlichen Stätte des Schreckens: bei ihrer treuen Kathi! Sie mußte oft an das arme Mädchen denken — und dann wanderten ihre Gedanken noch weiter; sie hatte die Macht nicht mehr, sie zurückrufen, ob sie auch erbebte, wohin sie sich mit Wehmuth verirrten. Die zauberisch süßen Töne der Musik, für Cajetana in dieser Vollendung noch immer eine ihr fremde Gewalt, dienten noch mehr dazu, ihre Seele weich und träumerisch zu stimmen, und so war es ihr lieb, daß sie nicht am Arme eines Andern ging, der sie mit Unterhaltung gequält hätte. Was der alte Herr von Zeit zu Zeit, nachdem auch er das Gleichgewicht wieder gefunden hatte, mit ihr sprach, klang so wohlwollend und gutmüthig, daß ihre Scheu vor ihm,

das Gefühl, das sie gegen ihn eingenommen hatte, mehr und mehr schwand. Sie konnte ihm schon antworten, und bald war sie ungezwungen freundlich gegen ihn, was ihn wahrhaft zu freuen schien. Er blieb, als der erste Rundgang beendigt war, mit ihr in der Nähe ihrer Tante stehen, und diese bemerkte mit großer Befriedigung, daß bereits ein sicherer Grund zu dem weitern Aufbau für Cajetana's Zukunft gelegt war. Der Reichsgraf schien ein ganz anderer Mann geworden. Sie beklagte es jetzt, daß sie es hatte geschehen lassen, ihn heute in so lächerlicher Gestalt vorzuführen, und ihr Auge suchte den Anstifter dieses Faschingscherzes, der sich freilich selbst nicht geschont hatte, denn die andalusische Tracht, in welcher er seine stattliche Fülle zur Schau trug, machte ihn eben so zur Folie seiner Dame, der Gräfin Eckevort, als es der Reichsgraf von Cronberg geworden war, nur mit dem Unterschiede, daß beim Grafen Wratislaw alle Welt die Selbstironie erkannte, welche ihn grade so gefürchtet machte, weil sie ihm scheinbar das Recht gab, gegen Andere eine um so gefährlichere Waffe zu wenden. Graf Wratislaw hatte in diesem Augenblicke ein Gespräch mit Fräulein Santellier angeknüpft, mit welcher er sich gern unterhielt, weil sie ihm nichts schuldig blieb; dadurch hatte er aber auch den Römer, welcher seine Dame nicht verlassen durfte, an seine Stelle gefesselt, während doch

dessen Seele mit aller Ungeduld danach brannte, den Moment zu benutzen, um sich der Gruppe Cajetana's zu nähern. Heitern Angesichts hatte Wratislaw von Zeit zu Zeit auch ein verbindliches Wort für Colonna, welches dieser in gleicher Weise erwiedern mußte, wo er lieber den Böhmen mit dem Dolch in der Hand aus seinem Wege, den er ihm sperrte, vertrieben hätte. Graf Wenzel genoß aber das Behagen des Augenblicks mit vollen Zügen; er wußte ohnehin, daß er dadurch der Gräfin Königsegg einen großen Dienst erweise, denn sie hatte sich einst offen gegen ihn ausgesprochen, daß ihr die rücksichtslose Huldigung des Römers für ihre Nichte sehr unangenehm sei.

Das Glück hatte sich gegen Pio Colonna heute Abend ganz verschworen. Nicht allein, daß er vor der Tafel nur einen einzigen flüchtigen Moment fand, in welchem er Cajetana begrüßen konnte, sondern auch für die Tafel war es ihm ganz unmöglich gewesen, sich einen Platz neben ihr oder nur ihr gegenüber zu schaffen. Seine in gereizter Stimmung zuletzt etwas ungestümen Bemühungen waren von dem starren Manne, an den er sich wandte, ziemlich kalt zurückgewiesen worden. Er hatte das schon vor dem Feste gewußt, und daher nur noch auf einen glücklichen Zufall gehofft, der jedoch ausblieb. Seine Dame, welche zu erfahren in Intriguen des Herzens war,

um nicht den dürftigen Schleier, den er über seine Laune zog, zu durchschauen, neckte ihn, wie mit scharfen Nadelspitzen, lachend und erbarmenlos, und gab ihm endlich, damit er noch einen Handstreich zur Eroberung unternehmen könne, für eine Viertelstunde Urlaub, indem sie sich zu einigen ältern Damen flüchtete, die sich gemächlich aus dem Gewirr zurückgezogen hatten.

Als Pio Colonna sich selbst überlassen, an der Thüre stand, durch welche Diener und Dienerinnen kamen und gingen, und die Arme unter der Toga gekreuzt, mit funkelnden Blicken Cajetana suchte, die er aus den Augen verloren hatte, hörte er sich auf einmal von der Schwelle des Nebenzimmers angeredet. Bei der Nennung seines Namens wandte er sich rasch um. Eine kleine, häßliche Person, deren eine Schulter merklich höher war als die andere, mit einem von Kupfer überlaufenen Gesicht, stand hinter ihm und sah ihn mit lebhaft blitzenden Augen an. Zu der Gesellschaft, wenigstens zu den Masken, welche sich im Saale bewegten, gehörte sie nicht, denn sie trug gewöhnliche, keineswegs reiche Kleidung. Ihm war es, als habe er sie schon gesehen, noch ehe er aber ein Wort sagen konnte, kam sie seinem Gedächtniß zu Hülfe.

„Der Herr Graf wundern sich, daß Anna von Riedau, welche bei der Frau Gräfin von Königsegg die Ehre gehabt, Sie zu sehen, hier sich erdreistet, Sie an-

zureden. Ich konnte es mir aber nicht versagen, da ich Sie abgesondert am Eingange meines Reiches stehen sah — vielleicht haben Sie einen Wunsch, den ich erfüllen könnte; ich gebiete unbedingt über alle Erfrischungen, wenn ich auch diese Schwelle zum Tempel der Glücklichen nicht überschreiten darf."

Es lag bei allem Scherz der Worte doch eine schneidende Schärfe in ihrer Rede, und Colonna, welcher sich allerdings nun ihrer erinnerte und auch gehört hatte, daß das Gesellschaftsfräulein der Gräfin Königsegg als Kammerdienerin in den Hofstaat der römischen Königin aufgenommen war, verstand sie genau.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Fräulein," erwiederte er. „Könnten Sie meinen Wunsch erfüllen, so würde mein Dank freilich unaussprechlich groß sein, aber die Erfrischung, nach welcher ich lechze, spendet Ihr Reich nicht."

„Und wenn ich Sie erriethe — und doch vielleicht, wenn nicht hier, so an einem andern Ort, helfen könnte — ?"

„Wie soll ich Sie verstehen?" rief der Römer feurig.

„Sie dürfen hier nicht länger mit mir reden," sprach sie, indem ihre scharfen Augen über die glänzende, gaukelnde Welt irrten, von welcher sie ausgeschlossen

war. „Es würde auffallen und Ihnen nur schaden. Noch hat mich die ernste Pilgerin nicht bemerkt, welche drüben ihren Pfad in stillem innern Glücke wandelt — — und auch die stolze Sultanin im silberdurchwirkten Gewande, die Perle, die Krone des ganzen Festes, hat mir noch keinen Blick geschenkt, viel weniger mich erkannt, wie oft ich auch an diese Schwelle getreten bin. — Vertrauen Sie mir, Graf Pio,“ schloß sie schnell. „Ich will Ihr Glück — Sie sollen von mir hören.“

Wie ein dunkler Schatten glitt sie rasch hinweg und ließ den Römer in stürmischer Bewegung zurück. Hatte sie ihn durchschaut, und welchen Antheil nahm sie an ihm, daß sie ihn ihrer Hülfe versicherte? Gleichviel! Er gab sich keine Mühe, das zu enträthseln, er hatte eine Bundesgenossin gewonnen und kannte Frauenlist als mächtig. Noch ehe er zu seiner Dame zurückkehrte, die von ihm eine Probe seiner Gewandtheit zu hören erwartete, suchte er das Reiterstücklein, wie sie es genannt, auszuführen, nämlich dennoch, trotz Ceremonienmeister und aller obersten Hofchargen durch Bestechung den Platz an Cajetana's Seite zu erobern. Er kam triumphirend zu Fräulein Santellier, seiner Sache ganz gewiß — sie war ihm ja so leicht gemacht worden: ein unschuldiges Verschieben und Weiterrüken, das die Ordnung, die man beliebt hatte, nur an der einen Stelle, wo Römer und Römerin eingesetzt werden sollten, unterbrach.

„Charmant!“ sagte die Santellier. „Wer wird aber mein Nachbar sein, das heißt, der andere, da ich auf Sie nur als für mich stumme Person rechnen darf?“

Das hatte er unverzeihlicherweise nicht erforscht, er nannte ihr aber dreist einen Namen, von dem er glaubte, daß er sie zufriedenstellen werde. „Graf Pio, Sie wissen es nicht!“ erwiederte sie lachend. „Ich muß mich mit dem Reize der Ungewißheit trösten. Voilà! Der große Moment naht.“

Das Zeichen zur Tafel wurde gegeben. Die kaiserlichen Majestäten nahmem an dem obern Ende derselben Platz, rechts und links von Ihnen an beiden langen Seiten die Paare nach ihrer Maskentracht, wie es vorher, ohne alle Berücksichtigung des Ranges oder der Etikette, bestimmt war. Nur an dem untern Ende der Tafel, den kaiserlichen Herrschaften gegenüber, saß Niemand.

Weit vor dem Römerpaare hatte Cajetana mit ihrem Begleiter schon den Saal betreten, und Colonna's rastloses Auge war ihr gefolgt, so daß er eine trübselige Miene, ein bedeutsames Achselzucken von Einem an der Thüre, das ihm ein Zeichen geben sollte, gar nicht bemerkte. Fräulein Santellier war es jedoch nicht entgangen. „Consul und Imperator!“ sagte sie feierlich. „Der Würfel ist gefallen — aber gegen Dich!“ Sie hatte Recht.

der Versuch, den er schon als geglückt angenommen hatte, war mit emfindlichen Folgen für denjenigen, der ihm dazu verhelfen wollte, fehlgeschlagen. Man wies den Römer und die Römerin auf die Seite und an die Plätze, welche ihnen von Anfang an zugetheilt waren, sehr fern von den erwünschten und zum Unglück in derselben Reihe. „Ich hoffe, einen Stoiker in meinem Nachbar zu finden,“ sagte die Santellier, als sich Pio Colonna, erblaßt vor innerm Unmuthe, auf die Lippen biß.

Cajetana hatte keine Ahnung davon, daß um den Platz an ihrer Seite auf solche Weise gekämpft worden war. Sie war zu demüthig, zu wenig von dem Hauche der Welt berührt, um zu glauben, daß ein Werth darauf gelegt werden könnte. Mit gesenkten Augen saß sie zwischen ihrem Herrn, der sie mit immer wachsendem Wohlwollen behandelte, und einem ältern, ihr ganz fremden Cavalier, welcher sie mit Auszeichnung beim Platznehmen begrüßt hatte und zuweilen, wenn seine Dame anderweit unterhalten war, freundliche Worte an sie richtete. Ihr schräg gegenüber hatte sie die römische Königin gesehen, deren Blick immer wieder mit Wohlgefallen auf dem lieblichen Mädchen ruhte. Sie machte ihren Nachbar, den Fürsten Salm, aufmerksam auf sie. War Cajetana von der Natur mit allen Reizen geschmückt, so hatte an diesem Abende auch der feinste Geschmack bei der Anordnung ihrer Klei-

dung das Seinige gethan, sie in der That, wie Anna Riedau gesagt hatte, zur Krone des Festes zu machen. Das lichtblaue, silberdurchwirkte Kleid umschloß eng angeschmiegt ihre schlanke Taille und ließ die herrlichen Formen ihrer edlen Gestalt rein und makellos hervortreten; ein Obergewand von leichtem, aber nicht minder kostbarem Stoff wallte, von den Schultern zurückgenommen, duftig darüber hin; auf der schönen Stirn unter dem glänzenden braunen Haar, das in Wellen gescheitelt war nach einer fremden, hier noch nie gesehenen Weise, blinkte ein Diadem von großen, werthvollen Perlen, halb durch den Schleier vom feinsten, kunstreich gestickten Musselin verdeckt, welcher vom Scheitel, wo die Fülle des üppigen Gelocks zu einem verschlungenen Knoten gefesselt war, an beiden Seiten hernieder floß. Nirgend war ein unharmonischer Gegensatz von Farben und Formen zu bemerken, überall milder, dem Auge wohlthuender Glanz, welcher die strahlende Schönheit des Gebildes, dem er nur zur lichten Umfassung diente, um so sieghafter hervorhob.

„Es thut mir leid," sagte die Königin zu dem Fürsten Salm, dem sie als dem Begründer ihres Glücks ihr volles Vertrauen schenkte, selbst in geringfügigen Angelegenheiten ihres Hofstaats — „es thut mir leid, daß die Gräfin Caraffa mich durchaus mißverstanden hat.

Dies liebliche Wesen würde ich so gern in meiner Nähe gesehen haben. Statt dessen hat sie die unschöne Riedau in eine untergeordnete Stelle gezogen, von der ich nicht einmal wußte, daß sie unbesetzt war, und den Platz unter meinen Fräulein, welchen ich gemeint, einer ganz Andern gegeben, die mir, so vornehm sie ist, wenig zusagt."

„Die Frau Obersthofmeisterin," erwiederte der Fürst mit feinem Lächeln, „ist in ihrem Amt eine so gewiegte Dame, daß Eure Majestät dennoch wohl thun werden, ihr das Regiment darin zu belassen."

Nicht weit entfernt, nach der Seite zur Kaiserin hinauf, saß König Joseph, dessen lebhaftes, für alles Schöne empfängliche Auge während der Tafel nicht selten von dem Liebreiz der schönen Orientalin angezogen wurde. Er wunderte sich nur darüber, daß man diese herrliche Blume des Morgenlandes zwischen die beiden alten Schächer gesetzt hatte, während doch viele jüngere Herzen ihr hier entgegenschlagen mochten.

Cajetana's Augen wanderten nicht, sie hielt dieselben züchtig gesenkt, und nur, wenn sie von einem ihrer Nachbarn angesprochen wurde, antwortete sie freundlich mit einem halben Aufblicke. In ihrer Seele war sie aber schon lange zu einem Entschlusse gekommen, der ihre Wange in einem lichtern Rosenglanze erglühen ließ — jetzt, da Alles im lebhaftesten Gespräch beschäftigt war und ihr

anderer Nachbar seine Dame angelegentlich unterhielt, war der rechte Moment, den sie benutzen mußte, wenn er nicht unwiederbringlich verloren gehen sollte. Sie wandte sich zu dem Grafen Cronberg, der eben wahrhaft zärtlich zu ihr gesprochen hatte.

„Herr Graf“ — begann sie mit leisem, bebendem Tone — „Sie sind gegen mich so gütig, ohne mich zu kennen — ich darf Sie nicht länger täuschen, ich muß Ihnen sagen, wer ich bin, ob ich auch dadurch Ihre Freundlichkeit verlieren werde —“

„Aber, Fräulein Tani — verzeihen Sie, daß ich Sie so nenne; mir ist, als hätt' ich Sie schon Jahre lang gekannt, als könnten wir nimmermehr von einander gehen! Was sprechen Sie so feierlich?“

„Herr Graf, Sie kennen mich als die Nichte der Frau Gräfin von Königsegg —“

„Freilich, freilich! Und da ich die Ehre habe, von Mutterseite mit den Königseggern verwandt zu sein, so sind Sie mein kleines Mühmchen! Das hilft nun schon nichts, ich bin geboren in Frankenland und frank und frei in meiner Rede, hab's Herz auf der Zunge.“

„Ich bin aber keine Feldberg, keine Verwandte der Gräfin!“ flüsterte Cajetana in großer Angst, daß ihr Gespräch, das der Graf laut zu machen drohte, von den Nahsitzenden gehört werden könnte. „Mein Vater“ —

sagte sie zitternd — „ist Kaspar von Cronberg gewesen — von dem Sie wissen — und wenn ich unter einem andern Namen hier bin, meine Schuld ist es nicht!“ Als sie es nun vom Herzen hatte, war ihr leicht zu Muthe, aber sie mußte kämpfen, daß ihre Thränen nicht hervorbrachen.

Der Graf saß ganz betroffen, er sprach kein Wort — aber er faßte Cajetana's Hand und hielt sie schweigend fest. Was in seiner Seele vorging, davon konnte er sich vielleicht selbst keine Rechenschaft geben. Cajetana erbebte wohl, als er ihre Hand ergriff, aber sie hatte den Muth nicht, ihm dieselbe zu entziehen, und es ging ihr dabei wie ein Friedensgruß durch das Gemüth. Wenn ihr Nachbar zur Rechten auch bemerkte, daß zwischen Beiden Seltsames geschah, so hatte er wenigstens den Takt der großen Welt, es nicht zu zeigen.

In diesem Augenblicke hob der Kaiser die Tafel auf und es war nun Alles vorüber. Die Gäste begaben sich in den Ballsaal zurück; jetzt hatte Graf Pio Colonna seine Gelegenheit besser wahrgenommen, mit der Entschlossenheit, die seiner altrömischen Maske entsprach, war er schnell, sammt seiner Dame, die ihn verstand, in Cajetana's unmittelbare Nähe durchgebrochen, als sie sich kaum mit ihrem schwerfälligen, nun auch geistig aus dem Gleichgewicht gekommenen Nachbar erhoben hatte. Er bat Cajetana um den ersten Tanz, welcher nun folgte — konnte

sie ihm denselben versagen? Beim Uebergange in den Ballsaal hielt er sich mit seiner Dame dicht hinter ihr und sprach mit ihr, aller Convenienz spottend, wodurch er ihrem Begleiter jede Gelegenheit raubte, sich gegen sie auszusprechen, wie er es noch immer auf Cajetana's Geständniß schuldig war.

Diese blickte in der Seelenstimmung, die sie jetzt nur nach Stille und Frieden fern von dem geräuschvollen Treiben sich sehnen ließ, gleichsam nach einem Ausweg suchend umher, ob sich keine Hand hülfreich ihrer annehme, sie aus diesem Irrsal entrinnen zu lassen. Aber es war vergebens. Sie sah die Gräfin wohl, die ihr wiederum mit liebevoller Miene zunickte, auch Graf Trautson hatte für sie einen wohlwollenden Blick, doch Beide ahnten ja nicht, was ihr Gemüth bewegte, und schon begann die rauschende Musik zum Tanze einzuladen. Die Maskenpaare trennten und mischten sich, ein Mohr entführte die Römerin von Colonna's Seite, und dieser bot, mit einer kaum bemerkbaren Verneigung gegen den Grafen Cronberg, Cajetana die Hand.

„Muß das sein?" fragte dieser etwas barsch.

„Der Herr wird sich in sein Schicksal finden müssen," erwiederte Colonna übermüthig im Gefühl seines Glückes, und von Leidenschaft trunken führte er Cajetana zum Tanz.

Siebentes Capitel.

Die Entlarvung.

„Erinnerst Du Dich endlich Deiner Schwester, Max? Man hat mir gesagt, daß Du schon Wochenlang in Wien bist, und ich sehe Dich heut' erst — aber ich mache Dir keine Vorwürfe.“

„Es würde auch (mit) Unrecht sein, Anna, denn ich habe vom ersten Tage an, als ich erfahren, daß Du nicht mehr bei der Gräfin seist, mich bemüht, Zutritt zu Dir zu erlangen, bis heut' immer vergebens.“

Sie lachte. „Man hält hier das ganze weibliche Geschlecht, jung oder alt, schön oder häßlich, in strengster Abgeschlossenheit. Es wäre auch sehr gefährlich, wenn mir ein junger Offizier nahen dürfte. — Du bist bei der Gräfin gewesen?“ — Er bejahte es und rühmte die Freundlichkeit, mit welcher die Gräfin von seiner Schwester gesprochen hatte.

Anna lachte abermals und nun mit ihrer alten Bitterkeit. „Sie kann das jetzt ohne Besorgniß thun!“ sprach sie. „Ist meine Stelle wieder besetzt? Daß sie es wenigstens durch das schöne Wechselkind nicht ist, habe

ich gestern gesehen, wo die Gräfin sie wie einen Paradiesvogel zur allgemeinen Bewunderung zeigte."

„Wen meinst Du mit dem Wechselkinde?" fragte Max ernst und unwillig.

„Ein Tauschkind, wenn es Dir besser klingt! Du hast natürlich auch der vornehmen Nichte der Frau Gräfin gehuldigt, die aus einem Kloster in Franken kam, wunderschön, wie die Männer sagten, eine reiche Erbin, wie man hoffte — Dir war natürlich nicht der kleinste Schimmer einer Hoffnung beschieden. O man hatte Großes mit ihr im Sinne, sie sollte an den Hof kommen, nicht etwa in die adelige Domestikenstube, wie ich, sondern unter die Hofdamen, ganz unmittelbar zur Augenweide der Majestät — Du wirst nicht so boshaft sein, mich falsch zu verstehen, ich meine Ihre Majestät, die Königin! Die alte kluge Hofmeisterin glaubte aber, es sei besser nicht so, und nahm mich, welche für keinen Menschen eine Augenweide ist. Nun galt es, eine neue Mine zu graben — gestern am Maskenfeste der Wirthschaft. Ich stand draußen an der Schwelle, die ich nicht überschreiten durfte, und sie schwebte im Kreise der höchsten Herrschaften, gefeiert, bewundert von Allen — an der Hand des alten Narren, der so blind war, wie Du, nicht zu erkennen, welchen Streich man gespielt, Dir, ihm, aller Welt!"

„Aber, Anna," unterbrach sie endlich der Bruder, „was soll das Alles heißen? Ich verstehe Dich nicht."

„Willst Du wissen, wer diese eingetauschte Nichte der Italienerin ist? Nun, Deine Schwester wird es Dir sagen. Hast Du den Namen Cronberg vergessen? Diese edle Dame ist eine Cronberg — nicht genug, sie ist die Tochter des Mannes, welcher unsern Vater so schändlich betrogen hat!"

Max starrte sie betroffen und sprachlos an.

„Du glaubst es nicht, Du möchtest mich gern der Unwahrheit zeihen — Partei nehmen für sie gegen Deine Schwester. Ich muß es ertragen, wie so vieles Andere. Aber wenn ich Dir eine Bürgschaft stelle, wie dann? Wisse, sie hat es mir selbst gesagt!"

„Sollte es möglich sein?" rief Max. „Wie aber hängt das zusammen? Ich fasse es nicht."

„Darin kann ich Dir weiter nicht dienen! Man hat es nicht für nöthig gehalten, mich einer Erklärung zu würdigen — man sagte mir nur: so ist es, Du hast nicht danach zu fragen. Und ich, mein gutes Recht im Herzen, das mich wohl von ihr Rechenschaft fordern hieß, ich mußte schweigen. Aber meine Stunde wird auch kommen — sie ist schon da!" Mit einem Blicke unheimlicher Schadenfreude sah sie Max an, dessen Züge seine tiefe Bewegung

verriethen. „Wird der Herr Bruder nun die Komödie weiter spielen helfen?“ fragte sie.

„Ich kenne die Gründe nicht, welche die Gräfin zu ihrem Handeln bewogen haben —“ erwiederte er. „Ich werde in wenigen Tagen Wien verlassen.“

„Und keinen Schritt thun, der vielleicht jetzt grade an der Zeit wäre? Die Gräfin muß erfahren, daß sie in meiner Hand ist, daß ein Wort von mir genügt, sie zu verderben! — — Wenn sie das weiß, so wird ihr kein Opfer zu groß sein, mein Schweigen zu gewinnen. Ich verlange von ihr kein Almosen, keinen hingeworfenen Brokken der Gnade, nur mein Recht — unser Recht, Max!“

„Was meinst Du, Anna? Ich bitte Dich, sei ruhig, Schwester, Du verzehrst Dich in diesem einen unglücklichen Gedanken!“

„Es zehrt an meinem Leben, Du hast Recht. Darum frage ich Dich, willst Du den Schritt thun? Es handelt sich nur darum, daß die Gräfin für ihre Puppe, ihr Schooßkind, ihren hübschen Wechselbalg eintritt und die Schuld, welche an ihr haftet, einstweilen übernimmt—“

Max stand entrüstet auf. „Das zu fordern muthest Du mir zu?“ rief er. „Ich erkläre Dir ein- für allemal, daß ich an dem Worte, das ich unserm Vater gegeben habe, grade und ehrlich festhalten werde, und keinen Schritt,

auch nicht den allergeringsten, thun will, der die unglückliche Sache betrifft."

„Mir aber, Herr von Riedau, sind die Hände nicht gebunden!" entgegnete Anna, indem sie ebenfalls aufstand und böse zu ihm emporsah. „Du wirst wenigstens erlauben, daß ich für mich handeln kann, wenn Du Deine Ansprüche aufgibst."

„Anna, thue es nicht! Du kannst nur Unsegen bereiten, nichts erlangen!"

„Meinst Du?" erwiederte sie mit Hohn. „Nun, wenn Deine Abreise nicht vor der Thüre stände, könntest Du bald erleben, daß ich doch etwas erreicht hätte. Vielleicht gelangt die Kunde davon gelegentlich auch zu Dir. Unsere Wege haben sich früh getrennt und gehen immer weiter auseinander. Wir werden uns vielleicht so bald nicht wieder sehen, auch führt es zu nichts, wir verstehen uns doch nicht mehr. Es thut mir leid, daß ich Dich jetzt bitten muß, mich zu verlassen, da mich der Dienst ruft. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo ich nicht mehr nöthig haben werde, zu dienen."

Max nahm mit schwerem Herzen Abschied von ihr, sie blieb kalt, wie eine Schlange.

Als er fort war, schrieb sie zwei Briefe, den einen an die Gräfin von Königsegg, den andern, über welchem sie mehr Zeit zubrachte, an den Grafen Pio Colonna.

Der erstere, dessen Inhalt nach dem kurz vorher geführten Gespräch sich errathen ließ, mochte wirksam genug abgefaßt sein, denn Gräfin Francesca, als sie ihn las, erbleichte flüchtig, ihre Lippen preßten sich und ihre schwarzen Augenbrauen zogen sich dicht zusammen. Aber es war nur ein Moment, der schnell vorüberging. Ein halblautes Gelächter löste die Spannung; Francesca setzte sich an ihren Schreibtisch und beantwortete das Billet ihrer ehemaligen Gesellschafterin in zierlichen, perlengleich gereihten Zeilen, ohne dabei auch nur durch eine Silbe den feinen Ton und Takt, der ihr eigen war, zu verletzen.

Kaum zwei Stunden, nachdem die Riedau ihren Pfeil abgeschossen hatte, wurde sie schon durch die Antwort überrascht. Sie zerriß den Umschlag in der Hast, aber ihre Erwartung war bitter getäuscht. Was sie las, reizte sie auf das Aeußerste. „Wohlan, Madonna!“ rief sie. „Die Hand, die ich biete, wird zurückgewiesen — sehen Sie zu, ob Sie die Folgen tragen können.“ Noch an demselben Tage glückte es ihr, sich eine Minute Gehör bei der Obersthofmeisterin, Gräfin Caraffa, zu verschaffen.

Die alte strenge Dame, welche unerbittlich alle Formen des Ranges und der Etikette aufrecht hielt, würde niemals ein direct an sie gerichtetes Gesuch um Audienz

bewilligt haben, daher war Anna Riedau so klug gewesen, sich von ihr überraschen zu lassen, als sie ein Billet las, das sie bei dem Erscheinen der Gräfin mit allen Zeichen der Bestürzung verbarg. Die Obersthofmeisterin fragte sie augenblicklich, was das zu bedeuten habe.

„Excellenz verzeihen —“ stammelte die Riedau.

„Ich will es wissen,“ sagte die Gräfin mit dem Tone, der keinen Widerspruch zuließ.

„Eine Entdeckung, die mich ganz aller Fassung beraubt — Euer Excellenz befehlen es zu wissen, ich gehorche. Es betrifft nur mich selbst und das junge Mädchen, mit dem ich so lange unter einem Dache bei der Frau Gräfin von Königsegg gelebt habe. Noch gestern, als ich sie als türkische Dame gekleidet unter den vornehmsten Herrschaften erblickt, hatte ich keine Ahnung von dem, was ich heut' erfahren würde.“

„Fräulein von Feldberg ist gemeint?“ fragte die Gräfin. „Was ist mit ihr?“

„Excellenz haben befohlen, mir steht nur zu, Dero Willen zu gehorchen. Dies junge Mädchen, das überall als Nichte der Frau Gräfin von Königsegg präsentirt worden ist — heißt in Wahrheit nicht Fräulein von Feldberg, sondern ist die Tochter eines Offiziers von niederem Herkommen, Namens Cronberg.“

Die Obersthofmeisterin war zu sehr gewöhnt, alle

Regungen ihres Innern streng zu hüten, als daß sie das Erstaunen und die Entrüstung, welche sie bei dieser seltsamen Mittheilung überfielen, äußerlich hätte verrathen sollen. „Das klingt sehr unwahrscheinlich,“ erwiederte sie. „Wie will man das beweisen?“

„Ich kann es!“ antwortete die Riedau. „Und auch das Mädchen, wenn man es befragte, würde seinen Namen nicht einen Augenblick verläugnen.“

„Was alterirt Sie das aber?“ fragte die Gräfin Caraffa. „Ich fand Sie ja ganz consternirt.“

„Soll es mich nicht in Bestürzung setzen,“ antwortete die Riedau, „wenn ich mir denke, daß auch auf mich der Schein fallen könnte, als sei ich mit im Complot gewesen, eine Person, die gar keine Ansprüche darauf hat, in die Nähe des kaiserlichen Hofes zu bringen? Wird mich, die ich so lange mit ihr zusammengelebt, nicht der Verdacht treffen, daß ich um ihre Herkunft gewußt und dennoch geschwiegen habe, da es doch meine Pflicht gewesen wäre, sofort von dem Verbrechen Anzeige zu machen?“

„Wenn Alles sich so verhält, wie mir gesagt wird,“ versetzte die Gräfin mit strengem Blicke, „so können Sie sich beruhigen. Beweise werden freilich verlangt werden.“

Anna erklärte sich bereit, ihre Aussage zu beweisen, und die Obersthofmeisterin ließ ihre Unterlippe noch wei-

ter als gewöhnlich über die dunkel beschattete Oberlippe greifen, als sie mit einem vielsagenden Kopfnicken die demüthige Kammerdienerin verließ, welche erst, nachdem sie allein war, ihre unglückliche Figur keck wieder aufrichtete, so weit das eben anging.

Die Schmach, welche dem Hofe angethan war, mußte gerächt werden. Dies Gefühl beseelte die Gräfin Caraffa. Es war ein so unerhörtes Beginnen, daß es die strengste Strafe herausforderte. Hatte man mit ihr selbst, der Dame, welcher die Bewahrung der Zucht und Sitte, wie des geheiligten Ceremoniells oblag, ein frevelhaftes Spiel getrieben, als man ihr diese Namenlose präsentirte? Jedenfalls durfte keine Zeit versäumt werden, um sogleich energische Schritte zur Ermittelung der Wahrheit zu thun, und dazu mußte die Gräfin erst eine höhere Ermächtigung einholen. Sie beschloß, die Sache sogleich der Königin vorzutragen.

Mit gewohnter Milde, für eine schärfere Beobachterin aber auch mit einem unterdrückten Lächeln hörte die hohe Frau den Bericht ihrer Obersthofmeisterin an, welchen diese in gemessener Form, die sie auch hier innehalten mußte, abstattete. Als sie geendigt hatte und den Eindruck, auf den sie gerechnet, bei ihrer Gebieterin vermißte, war sie einigermaßen betreten, da es ihr schien, als wanke unter ihren Füßen der feste Grund, auf welchem

bisher Alles, was ihrer Fürsorge oblag, gestanden hatte. Sie fürchtete längst einen gewissen Einfluß, den eine neue Zeit heraufzuführen begann, in welcher sie keinen Platz mehr finden konnte.

„Es thut mir leid, liebe Gräfin," sagte die Königin Amalie freundlich, „daß Sie diese Entdeckung gemacht haben. Ihr Eifer für das Rechte verdient aber meinen vollen Dank. Von dem, was Sie mir eben gesagt haben, bin ich schon unterrichtet."

„Eure Majestät wissen —? Darf ich mich unterstehen zu fragen, durch wen?"

„Sie können sich wohl denken, daß die Gräfin Königsegg wichtige Gründe haben mußte, den wahren Namen des jungen Mädchens zu verschweigen, daß sie aber auch den Schritt, den sie gethan, nicht wagen durfte, ohne sich darüber zu rechtfertigen. Ich hätte es, wie gesagt, lieber gesehen, wenn Sie diese Entdeckung nicht gemacht hätten, will auch nicht fragen, auf welche Weise es geschehen ist, aber es freut mich, Sie über die vermeintliche Strafbarkeit ihres Thuns, Uns gegenüber, vollkommen beruhigen zu können."

„Eure Majestät sprechen einen gewissen Tadel gegen mich —"

„Durchaus nicht, liebe Caraffa. Ich habe Ihnen schon gesagt, wie sehr ich Ihren Eifer dankbar anerkenne."

„Wie glücklich mich das auch macht, bitte ich Eure Majestät doch um Erlaubniß, zu berichten, daß ich ganz zufällig durch eine der Kammerdienerinnen, welche ich in großer Alteration traf, zur Kenntniß der seltsamen Begebenheit gekommen bin. Das arme Mädchen hatte es eben durch ein Billet selbst erfahren und ängstigte sich, daß man sie als eine Mitschuldige ansehen könne, weil sie mit der fraglichen Person lange Zeit unter einem Dache gewohnt hat."

„Sie meinen die Gesellschafterin der Gräfin Königsegg, über welche wir uns so arg mißverstanden haben?" entgegnete die Königin, nicht ohne ein sichtbares Zeichen der Abneigung gegen die Riedau, welche freilich niemals zum Dienst um ihre Person kam, ihr aber doch vorgestellt worden war und entschieden mißfallen hatte. „Sie mag sich ebenfalls beruhigen.—Ich bitte Sie, Frau Gräfin, über diese Angelegenheit gegen Niemand, wer es auch sei, zu sprechen; ich wünsche nicht, daß sich die Entdeckung weiter verbreitet, und ersuche Sie, deshalb die geeigneten Befehle zu geben."

Die Obersthofmeisterin fühlte zwar die Sprache der Herrin, aber hier handelte es sich auch um ihre Pflicht, um ihr Amt, das, noch ehe die Prinzessin von Hannover als Gemahlin des römischen Königs in die kai=

serliche Burg ihren Einzug gehalten, ihr, der Gräfin Caraffa von einer höhern Autorität übertragen war.

„Eurer Majestät Befehle werden pünktlich befolgt werden," sagte sie. „Ich wage nur, allerunterthänigst zu bemerken, daß es jedennoch angemessen sein dürfte, einer Person, welche das Recht bei Hofe zu erscheinen nicht besitzt, für die Zukunft alle Inconvenienzen zu ersparen, für den Fall, daß ihre Herkunft auf ähnliche Weise, wie sie mir eröffnet worden ist, weiter bekannt werden sollte. Auch der Gräfin Königsegg muß daran gelegen sein, die Sache so still als möglich verbluten zu lassen."

„Das Kind ist ihre Nichte!" erwiederte die Königin.

„So hat Eure Majestät noch nicht die ganze Wahrheit vernommen!" entgegnete die alte Dame sichtbar erleichtert. — „Unglaublich, daß man sich derlei Frevel erlaubt. Die Person ist die Tochter eines armen Offiziers von niederm Herkommen, wie sie selbst, wenn sie befragt würde, nicht läugnen kann."

„Eine Cronberg ist sie, Frau Gräfin, und der alte Reichsgraf, der eine so originelle Figur spielte, ihr Vetter. Ich will aber die ganze Angelegenheit hiermit beendigt wissen, liebe Caraffa. Wie ich fürchte, hat man Sie nicht recht über dies liebliche Kind berichtet, indessen wünsche ich, daß Sie Niemand deshalb zur Rede stellen. Um Ihr Gewissen zu beruhigen, übernehme ich für das Er=

scheinen des Fräuleins von Cronberg am Hofe alle Verantwortung.“ Die Obersthofmeisterin verneigte sich tief und mußte ihre ungelösten Scrupel in sich verschließen, da eine weitere Erörterung abgeschnitten war.

Aber sie mußte, dem Befehle der Königin nachkommend, die geeigneten Anordnungen treffen, um einer weitern Verbreitung der Nachricht über die wahren Verhältnisse der allbewunderten jungen Dame zu verhindern. Sie ließ daher sofort die Riedau zu sich entbieten und äußerte ziemlich ungnädig, daß sie durch ihre Mittheilung wahrscheinlich sich selbst Unannehmlichkeiten zugezogen haben werde, weil sie auf falschen Voraussetzungen beruhten. Die Person, von welcher die Rede, sei keineswegs von niederem Herkommen, sondern eine Cousine des Reichsgrafen von Cronberg, wodurch allerdings auch eine Verwandtschaft mit dem Königsegg'schen Hause erklärbar sei.

Anna lächelte bitter, ohne jedoch die Ehrfurcht vor ihrer hohen Vorgesetzten nur im Mindesten zu verletzen. „Ob ich die Unwahrheit gesagt, würden Euer Excellenz durch die einfache Frage an den Reichsgrafen, ob er mit dem Rittmeister Kaspar Cronberg verwandt gewesen sei, aufzuklären vermögen. Ich weiß es ganz genau, daß er diese ihm angesonnene Verwandtschaft mit Entrüstung zurückgewiesen hat.“

„Von wem weiß man das?“ fragte die Gräfin.

„Von dem Herrn Grafen Karl Fidelis von Königsegg,“ erwiederte Anna, ohne sich einen Augenblick zu besinnen. Sie sprach insofern die Wahrheit, als sie allerdings diese Nachricht aus dem Munde des Grafen Karl Fidelis gehört hatte, nur war sie nicht ihr selbst erzählt, sondern nur von ihr erlauscht worden, als er seiner Mutter davon Mittheilung gemacht, während Anna im Nebenzimmer, wie oftmals, das Gespräch behorchte.

„Vor der Hand wünsche ich,“ sagte darauf die Gräfin Caraffa mit den Worten der Königin, „daß über diese Angelegenheit gegen Niemand gesprochen werde. Ueberhaupt will ich auf die große Gefahr aufmerksam machen, welche es mit sich bringt, wenn über Vorfälle und Persönlichkeiten des Hofes indiscrete Aeußerungen gethan werden, die ihren Weg in das größere Publikum finden. Wer solche Indiscretionen begeht, hat sich auf die strengsten Strafen gefaßt zu machen. Ich warne Sie daher, besonders über diese Sache wegen der Cronberg, auf ausdrücklichen Befehl Ihrer Majestät, der Königin.“

Anna hatte darauf nichts zu erwiedern und wurde entlassen. In ihrem Zimmer fand sie, gleichsam als Entschädigung für die erlittene Demüthigung, einen Brief — es war die Antwort des Grafen Pio Colonna auf ihr Billet. Spöttisch las sie die glühenden Ausdrücke der Dankbarkeit, in welchen er abgefaßt war; dann nahm sie

das feine, duftende Blättchen, welches der Brief als Einlage enthielt, und betrachtet das Siegel, das nicht das Wappen der Colonna, sondern im schönsten Lack den Abdruck einer kunstreich geschnittenen antiken Gemme zeigte. Die Aufschrift: A Madonna Cajetana schien ihr besondere Freude zu macheu, sie lachte sehr heiter auf. Ohne Weiteres erbrach sie das Billet und las es mit wahrhaft dämonischer Lustigkeit in allen ihren Zügen. Dann legte sie das Blättchen wieder sorgfältig in seine Falten zusammen und verschloß es mit dem an sie gerichteten Briefe in ihren Schrein.

„Ein wenig warten, Geduld lernen!" sagte sie für sich.

Von dem, was hier gegen sie gesponnen wurde, hatte Cajetana keine Ahnung. Dennoch war sie von Bangigkeit erfüllt. Sie hatte der Gräfin bereits am Morgen nach dem Feste gestanden, daß es ihr unmöglich gewesen sei, den Grafen Cronberg, der ihr so freundlich begegnet, länger zu hintergehen und sich auf diese Weise in sein Wohlwollen zu stehlen. Der Gräfin war diese Mittheilung sehr überraschend gekommen, und wie es dann immer geschah, wenn sie nicht Zeit gehabt, sich auf die erwarteten Wechselfälle vorzubereiten, hatte sie einen Moment die gewohnte Selbstbeherrschung verloren.

„Zum zweiten Male handelst Du gegen meinen

Wunsch und Willen!" hatte sie aufgeregt gegen Cajetana gesagt. „Ich werde meine Hand ganz von Dir zurückziehen, wenn Du mir mit solchem Undank lohnest."

Da war auch Cajetana, von diesem Vorwurf verletzt, aus der demüthigen Haltung getreten, welche sie gegen ihre Wohlthäterin immer bewahrt hatte. „Ich kann nicht falsch sein!" hatte sie lebhaft erröthend der Gräfin zur Antwort gegeben. „Auf eine edlere Weise hoffe ich Ihnen meinen Dank zu bezeigen."

Die Gräfin hatte sie darauf mit einem langen Blick gemessen, als wolle sie prüfen, was diese Worte, in denen sie noch einen versteckten Sinn vermuthete, bedeuten sollten. Dann hatte sie wieder ruhig und freundlich gesagt: „Du wirst mich bald verlassen. Ich hoffe, daß Du später erkennen wirst, wie Alles, was ich von Dir verlangt habe, nur zu Deinem Besten gewesen ist. Läugnen will ich nicht, daß diese neue Schwäche, welche Du bewiesen hast, mich für Deine Zukunft besorgt macht. Ich nenne es eine Schwäche, sich von der Stimmung des Augenblicks hinreißen zu lassen. Doch es ist nun einmal geschehen, und um Geschehenes, das nicht mehr zu ändern ist, viel Betrachtungen anzustellen, halte ich für Thorheit. Nur die bösen Folgen muß man abzuwenden suchen. Das wird meine Sorge für Dich sein. Die Offen-

heit, liebes Kind, die Du auch mir eben bewiesen hast, ist sehr schön — nur kann sie in der Welt, die uns niemals mit gleicher Offenheit entgegen kommt, leicht gefährlich werden. Nimm auch diese Warnung mit auf Deinen künftigen Weg."

„Was haben Sie über mich bestimmt?" fragt Cajetana nun wieder mit der alten Demuth.

„Das — kann ich Dir noch nicht sagen; doch wird die Entscheidung nicht mehr lange auf sich warten lassen."

Von diesen dunkeln Worten, die eine Aenderung in ihrer Lage verkündeten, war Cajetana mit Bangigkeit erfüllt worden, welche in der Einsamkeit, als sie sich wieder in ihrem Zimmer befand, noch wuchs. Die Gräfin Francesca erwog aber, nachdem sie allein geblieben war, die Folgen, welche Cajetana's übertriebene Gewissenhaftigkeit nach sich ziehen konnte. Alle ihre schönen Entwürfe, welche sie durch die Mittheilung an den Grafen Trautson und durch ihn bei der Königin gesichert wähnte, drohten nun zu scheitern. Denn wenn Cronberg, erzürnt durch das Spiel, das mit ihm getrieben worden war, das sorgsam bewahrte Geheimniß der Oeffentlichkeit übergab, so war es unmöglich, Cajetana noch länger zu halten: ihre Rolle in der vornehmen Welt hatte mit einem schmachvollen Fiasco geendigt, das auch ihre Beschützerin zwin-

gen mußte, wiederum eine Verbannung freiwillig über sich auszusprechen.

Während Francesca noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, sah sie aus ihrem Fenster eine Karosse durch die Allee daher kommen, und wollte schon Befehl geben, daß sie für Niemand zu sprechen sei, als sie das nicht leicht zu verkennende Tigergespann bemerkte. Es war Cronberg! Was konnte die Absicht seines Besuchs sein? Hatte er den Muth, sie zur Rede zu stellen? Es wäre bei ihm, der seine tödtliche Verlegenheit im ungewohnten Verkehr mit Damen kaum ein wenig überwunden hatte, wohl denkbar gewesen, daß er in seinem Verdruße gradezu in das Extrem einer Rücksichtslosigkeit gegen alle höfliche Form umschlug. Francesca hatte aber schon die volle Fassung ihres überlegenen Geistes wieder gewonnen und sie nahm den Grafen, als er gemeldet wurde, zuvorkommend an.

Ein Blick genügte, um den Ungrund ihrer letzten Befürchtung zu erkennen. Der Graf erschien mit einem wahren Sonnenscheine auf seinem ganzen üppigen Gesichte. Sie trat ihm unbefangen und freundlich entgegen und empfing ihn mit der Frage, ob er gekommen sei, zu schelten.

„Zu schelten?“ rief er. „Wie sollt' ich mir das unterstehen und worüber könnte ich schelten?“

„Setzen Sie sich, lieber Graf. Sprechen wir uns aus. Tani hat mir gesagt, daß sie mir zuvorgekommen ist, da ich mir vorgenommen hatte, Ihnen heut' Alles zu sagen. Sie sind mir auch zuvorgekommen mit Ihrem lieben Besuch — ich hatte schon die Feder ergriffen, Sie darum zu bitten."

„Aber, Frau Gräfin, es ist ja nun Alles gut, Alles in der Ordnung und Richtigkeit — "

„Nein, lieber Graf. Was müssen Sie von mir denken, daß ich es bis jetzt unterlassen habe, Sie von den wahren Verhältnissen zu unterrichten! Könnten Sie nicht glauben, die Verwechselung der Costüme sei von mir mit Absicht bewirkt worden, nur um Cajetana Gelegenheit zu geben, sich hinterlistig in Ihr Wohlwollen zu schleichen?" Auch die Gräfin gebrauchte hier Worte, die ihr in den Mund gelegt waren.

„Schleichen!" wiederholte der Graf. „Hat sich was zu schleichen! Mit Sturm unter Trommelschlag und fliegenden Fahnen ist sie eingerückt. Sie wollte mir nachher noch etwas darüber sagen, aber der Mann in der weißen Wolle ließ ihr ja keine Ruhe. Wer ist dieser zudringliche Mensch eigentlich?"

Die Gräfin nannte flüchtig Colonna's Namen und ging wieder zu ihrem Gegenstande. „Ich bin es mir schuldig, Ihnen die Gründe auseinander zu setzen, die

mich bewogen haben, das arme verlassene Kind, dessen Vormund mein Sohn Karl Fidelis ist, nicht unter ihrem eigenen Namen in die Gesellschaft einzuführen. Mein Sohn regte selbst, ohne es zu wissen, die Idee dazu in mir auf."

„Danach hat kein Mensch zu fragen," versetzte Cronberg. „Ich glaub' Ihnen Alles, ohne daß Sie 's erzählen. Genug, mein Mühmchen ist einmal da, und ich freue mich selbst wie ein Kind darüber."

„Sie sind sehr gütig, meiner armen Tani diesen Namen zu geben," erwiederte die Gräfin, welche ihn mit wachsendem Erstaunen beobachtete. „Es ist um so freundlicher von Ihnen, da sie kein Recht darauf hat, wie wir Alle, auch Tani, sehr wohl wissen. Das war eben auch einer von meinen Gründen, selbst den Schein einer unberechtigten Prätension vor der Welt zu vermeiden."

„Nicht doch, Frau Gräfin!" rief Cronberg sehr vergnügt. „Freilich hab' ich's auch einmal nicht anders geglaubt und Freund Karl Fidelis — verzeihen Sie! Ihren Herrn Sohn, wollt' ich sagen, als er mir das Mühmchen vorstellen wollte, da ich grade bei einem Fasanen saß, haha! mit meiner heraldischen Erudition aus dem Felde geschlagen. Ich war auch meiner Sache ganz sicher und kümmerte mich nicht weiter darum, weil ich

ja die Kleine gar nicht gesehen hatte. Wär' das gewesen, wie es nun ist — ei, da wären mir die Augen vielleicht schon früher aufgegangen. Ich glaub' aber Wunder, wie genau ich meine Genealogie studirt hätte! Aber was sagt der weise König Salomo? Unser Wissen ist Stückwerk! Wie ich nun die Tani — verzeihen's nur noch einmal, Frau Gräfin, aber mein eignes Mühmchen werde ich schon so nennen dürfen! — wie ich sie nun gesehen habe und sie mir ihren Namen entdeckt hat, ließ es mir keine Ruhe, und ich habe einen alten Scribenten, der von dem Hause Cronberg eine genaue Historia geliefert, von Anfang an durchgestöbert, um mein Gewissen ganz zu beruhigen, da es mir doch, je mehr ich mir das Mädel ansah, absonderlich, als sie mit dem zudringlichen Welschen tanzte, in die Augen fiel, daß sie wohl Cronberg'sches Blut in den Adern haben konnte. Und siehe da, Frau Gräfin, die Sach' ist richtig und ich muß mich schämen, wie ein begossener Pudel. Wer's mir noch vor acht Tagen gesagt hätte, den würd' ich ausgelacht haben, denn ich meinte, daß ich den Helwichius, der Anno 1625 die Genealogie unsers Hauses von 620 bis 1625 ediret hat, auswendig könnte. Und ich hatte doch einen Nebenast des Baumes, der sich schon im vierzehnten Saeculo in einem unscheinbaren Rüthlein abgezweiget und sich quasi unter den reichlich wuchernden Blättern der andern verloren, ganz übersehen

oder vergessen. Das ist nun derjenige, aus welchem Tani unzweifelhaft entsprossen ist."

„Wenn aber," bemerkte die Gräfin, die ihn lächelnd mit großer Geduld angehört hatte, „das Buch von 1625 ist, wie läßt sich die Abkunft Cajetana's dann weiter nachweisen? Ich fürchte, Sie haben sich durch Ihre Güte zu der Annahme bestimmen lassen."

„Nein, nein!" erwiederte Cronberg eifrig. „Die Sache ist ganz in der Ordnung. Ich habe Alles auscalculirt. Was erst den Namen betrifft — so wechselt in diesem Nebenzweige unsers Stammes der Name Kaspar und Konrad, einer um der andern. Anno 1625 war ein Kaspar zuletzt verzeichnet, das sind fünf und siebenzig Jahre her, muß also der Urgroßvater Tani's gewesen sein, weil ihr Vater wieder Kaspar geheißen hat. Also das ist richtig. Soldaten sind Alle gewesen, weil sie keinen Grundbesitz überkommen haben: das stimmt also wieder. Nun wäre noch die Entstehung des Wappens zu ermitteln."

„Die erlasse ich Ihnen, lieber Graf. Ich bin überzeugt, daß sie ebenso scharfsinnig ermittelt worden ist, als die andern Punkte, und somit gar kein Zweifel an der Richtigkeit Ihres Calcüls bleibt. Wie wird sich Tani freuen, wenn ich sagen kann, daß sie jetzt nicht mehr in der Welt steht, als Eine, welche Niemand angehört,

sondern daß sie einen gütigen Vetter besitzt, der sich ihretwegen so mühsamen Studien unterzogen hat."

„O das ist meine Passion!" versetzte Cronberg mit leuchtendem Angesicht. „Aber, wenn es angeht, möchte ich das dem herzigen Mädel selbst sagen. Wenn es angeht, Frau Gräfin!" setzte er in einer gewissen Verlegenheit hinzu, als habe er noch etwas auf dem Herzen.

„Was sollte dagegen sprechen?" erwiederte Francesca. „Ich werde Tani gleich rufen lassen."

„Ich möchte nur noch Eins fragen —" hielt sie Cronberg zurück. „Sie ist ein bildsauberes Mädchen — und in der Favorita, wie ich so nach der Tafel stand und sie tanzen sah, da hörte ich unter dem jungen Mannsvolk mancherlei reden über sie und den Welschen, der so gar nicht von ihr abließ."

„Wahrhaftig?" sagte Francesca mit unwillig blitzenden Augen.

„Ist etwas dahinter?" fragte er angelegentlich. „Mir können es Euer Gnaden schon sagen."

„Nicht das Geringste!" erwiederte die Gräfin lebhaft. „Das Benehmen des Grafen Pio ist Cajetana so lästig, wie mir, ich werde ihm aber Schranken zu setzen wissen."

„Das ist brav!" rief Cronberg, indem er sich auf das Bein schlug. „Wenn Sie Hülfe brauchen, so bin ich auch

da und werde mein Mühmchen nicht im Stiche lassen. — Aber“ — fing er wieder befangen an — „die Tani hat wohl ihr anderes Theil schon, was ihr lieber ist, als der Welsche, den sie nicht mag?“

„Und wäre das für ein junges Herz unnatürlich?“ entgegnete Francesca lächelnd.

„Freilich nicht — es wäre ganz in der Ordnung!“ sagte Cronberg, indem er die Backen gleichsam niedergeschlagen hängen ließ. „Ich möchte es nur gern wissen.“

„Aus vetterlichem Antheil, ich verstehe Sie. Doch glaube ich, daß Tani's Herz noch ganz frei ist.“

„Brav, sehr brav!“ rief Cronberg freudig. „Sie schauen mich an, Frau Gräfin, als könnten Sie mir in der Seele lesen, und ich bin's auch gar nicht mehr im Stande, mich vor Ihren Augen zu verbergen. Wollen Sie die Tani wirklich rufen lassen? Ich möchte meinem Mühmchen selber sagen, wie es mit unserer Verwandtschaft steht.“

Die Gräfin zog die Klingel und gab der erscheinenden Jungfer die nöthigen Befehle. Ihr Gesicht war ernst geworden, sie schien von der neuen Wendung, die sich nur halb entwickelt hatte und noch mehr ahnen ließ, völlig überrascht worden zu sein, so daß sie dem Grafen zerstreute Antworten gab, als er Fragen über Cajetana an sie stellte. Diese trat gleich darauf ein.

Da war es aber mit der bisherigen Ungezwungenheit des Reichsgrafen vorbei. In seinen Augen sprach sich freilich eine fast überfließende Freude über Cajetana's Erscheinen aus, aber die Zunge war ihm wieder schwer gefesselt wie sonst und sein ganzes Benehmen die Verlegenheit und Unbeholfenheit selbst. Auch Cajetana fühlte sich, eingedenk ihres Geständnisses, zu dessen Erörterung sich an dem Festabende kein freier und zeugenloser Moment mehr gefunden hatte, in großer Befangenheit, und es blieb nur der Gräfin vorbehalten, die Erklärung, welche Alles zwischen Beiden ebnen sollte, zu geben. Sie that es mit wenigen Worten, und der Reichsgraf, von Herzen froh, daß es ihm abgenommen war, reichte nun Cajetana die Hand. „Wir sind also Vetter und Muhme, von vierhundert Jahren her!" sagte er. „Ich kann nicht mehr anders zu Ihnen sagen, als Tani — Sie werden's mir doch erlauben?"

„Wenn der Herr Graf mich wirklich als Ihre Verwandte anerkennen wollen —"

„O sprechen Sie mir nicht so! Anerkennen — wo es erwiesen ist! Und Herr Graf zum Vetter! — Sagen Sie mir, Frau Gräfin, wo liegt der Sohn in Tirol? Ich muß gleich an ihn schreiben, pater peccavi sagen."

„Wenn Sie meinem Sohne schreiben wollen, so trifft es sich gut, daß in wenigen Tagen, vielleicht über-

morgen schon ein junger Offizier, der mit Depeschen vom Hauptquartier herein=geschickt war, wieder hinaus=geht. Er hat mir einen Brief von meinem Sohne mitgebracht und sich erboten, die Antwort zurückzunehmen. Jedenfalls kommt er daher vor seiner Abreise zu mir, und wenn Sie mir also einige Zeilen für meinen Sohn anvertrauen wollen, so bin ich gern bereit, sie zu besorgen."

Es war ein Glück für Cajetana, daß die Gräfin während ihrer an Cronberg gerichteten Worte auch ihre Augen auf ihn geheftet hatte und kein Seitenblick das Antlitz des jungen Mädchens traf. Als der Graf seine Antwort gegeben hatte, war es Cajetana bereits gelungen, den verrätherischen Ausdruck zu beherrschen, der sich in ihren Zügen gemalt, und was von erhöhter Farbe sich durch keine Willenskraft unterdrücken ließ, fand ja seine natürliche Erklärung durch die Situation des Moments, welche für sie eine glückverheißende, wolkenlose Zukunft vorbereitete.

Was Cronberg noch weiter mit ihr sprach, wie er vom wohlwollenden Gefühl gegen sie hingerissen, sie zuweilen, ohne es zu wissen, Du nannte, als verstehe sich das zu dem Mühmchen gleichsam von selbst, konnte nur zur Bestätigung der Annahme dienen, daß er, der reiche, kinderlose Mann, für Cajetana nun in aller Hinsicht als für seine Verwandte sorgen werde, und es hätte der

Gräfin daher leicht um das Herz werden müssen. Dies weiblich zartfühlende Herz hatte aber eine Ahnung, als könne das Glück, das die rasch erwachte Zärtlichkeit des Vetters Cajetana's ihr zudenken möchte, zu neuen Prüfungen führen, und Francesca's Auge ruhte deshalb mit milder Theilnahme auf den unschuldigen Zügen ihrer Schutzbefohlenen. Wird sie Kraft haben, diese Prüfungen zu bestehen?

Graf Cronberg hatte seinen Besuch so lange ausgedehnt, wie es sein treuer Veit, der im Wagen auf ihn wartete, noch nie erlebt hatte. Selbst die Tigerpferde wurden ungeduldig, fingen an zu scharren und sich zu beißen, so daß der Kutscher, um sie zu beruhigen und vor Erkältung in der Winterluft zu schützen, mehrere Volten vor dem Palais fuhr. Als der Graf endlich erschien, fand er seinen Veit aus tiefem Schlaf erwacht und sehr verdrießlich, obgleich er kein Wort zu äußern wagte. Um so vergnügter schien der Herr, denn er kniff den Diener, wie er zuweilen in großer Lustigkeit zu thun pflegte, wenn Veit ihm gegenüber im Wagen saß, höchst schmerzhaft in das Bein.

„Du wirst Dich wundern, Veit!“ sagte er.

Achtes Capitel.

Ein alter Freier.

Graf Pio Colonna hatte einen römischen Knaben bei sich, einen Trasteveriner, welcher alle guten und bösen Eigenschaften besaß, die sich in diesem Volkstheile der ewigen Stadt bis auf unsere Tage erhalten haben. Der Knabe hieß Ruffo und war höchstens zwölf Jahre alt, ersetzte aber seinem Herrn jeden andern Diener um seine Person; der Graf konnte sich unbedingt auf ihn verlassen, auch in den schwierigsten Aufträgen, die er ihm gab. In Wien wurde ihm jeder Auftrag noch schwieriger dadurch, daß er nur sehr mangelhaft deutsch verstand und noch mangelhafter sich verständlich machen konnte. Dennoch ersetzte er das durch seine Schlauheit und Furchtlosigkeit, und Colonna hatte noch nie seine Befehle unerfüllt gesehen.

So war es Ruffo auch gelungen, den Brief seines Herrn an die unverhoffte Gönnerin, die er am Hofe gefunden hatte, zu bringen, ohne sich durch die Hindernisse, die er Anfangs fand, abschrecken zu lassen. Jetzt sollte er, da die gehoffte Wirkung des Briefes seinem ungeduldigen Herrn zu lange ausblieb, den gefährlichen Weg, auf wel-

chem ihn nicht bloß wörtliche, sondern auch thätliche Zurückweisung bedrohte, noch einmal machen, und zum Erstenmale wagte er einen Einspruch.

„Wie ich da bin, Herr, lassen sie mich nicht zum Zweitenmale ein." Er warf dabei einen ausdrucksvollen Blick auf seine Kleidung, welche allerdings nicht so glänzend war, wie es sich für einen Herrendiener gepaßt hätte. Der Graf nahm aber diese Gebehrde sehr übel.

„Verdienst Du einen bessern Rock?" rief er erzürnt. „Ich sehe schon seit Wochen, daß Du übermüthig wirst und geputzt sein willst! Was ich Dir gebe, ist für Dein Wolfsgesicht gut genug. Hüte Dich, daß ich solche Reden nicht noch einmal höre."

Der Knabe warf einen halb scheuen, halb trotzigen Blick auf seinen Herrn, da aber die Züchtigung, die er erwartet hatte, ausblieb, begann er wieder: „Ich würde aber von den Schloßleuten immer eingelassen werden, wenn sie mich als Pagen eines reichen Herrn ansähen — statt dessen müssen sie mich für einen Bettelbuben halten."

Jetzt schlug der Blitz wirklich ein, denn es war eine wunde Stelle, welche der Knabe berührt hatte. Ruffo wich aber dem Schlage gewandt aus, so daß er ihn nur streifte, und rief: „Herr, ich rede nur die Wahrheit. Die kleine häßliche Donna wunderte sich auch über mich und fragte, ob ich wirklich in Ihren Diensten stände. Sie ist

doch sehr häßlich, gnädiger Herr! Warum soll ich wieder zu ihr gehen?“

Da lachte der Graf, der den Buben durch ein Gemisch von Vertraulichkeit und launenhafter Strenge zu tausend Ungehörigkeiten verleitet hatte, und sagte: „Du bist ein Affe, möchtest nicht Ruffo, sondern Ruffiano sein!“ Bei diesem Wortspiel, welches der zwölfjährige Knabe verstand, der vielleicht schon das saubere Geschäft eines „Ruffiano“ (Kupplers) getrieben hatte, lachte dieser, daß seine weißen, scharfen Zähne zum Vorschein kamen und er wirklich ein wahres Wolfsgesicht zeigte.

„Hier ist der Brief, Bursche!“ sagte nun der Graf. „Wenn Du ihn wieder so klug bei der Häßlichen bestellst, wie das Erstemal, und mir eine Antwort bringst, wie ich sie wünsche, sollst Du eine neue Jacke haben, so bunt und reich, daß Dir das Herz lachen soll.“

Ruffo machte sich denn auf den Weg, und die Verheißung hatte so mächtig auf ihn gewirkt, daß er schon nach zwei Stunden mit siegfrohem Angesicht zu seinem Herren zurückkehrte und aus seinem allerdings verschossenen und ärmlichen Röckchen ein kleingefaltetes Billet hervorzog.

„Hier, Signore!“ war sein kurzes Wort.

Der Graf winkte ihn hinweg und erbrach eiligst das Siegel. Sein Auge funkelte von Leidenschaft, als er sah,

daß das Billet eine Einlage enthielt; ohne die drei Zeilen zu lesen, durch welche diese Einlage begleitet wurde, entfaltete er dieselbe: sie war deutsch geschrieben, aber so klar und leserlich, daß er sie trotz seiner schwachen Kenntniß der deutschen Schriftsprache dennoch verstehen konnte. Mit einem wahnsinnigen Entzücken küßte er die Unterschrift, hob das Billet triumphirend gen Himmel und las es dann zum zweiten und dritten Male. Dann ging er im Zimmer auf und ab, sah nach dem Stand der Sonne und vermochte seine fieberhafte Ungeduld kaum zu zügeln. Untergehen mußte die Sonne und wieder aufgehen, ihre Mittagshöhe erreichen, ehe die Stunde schlug, die ihn zu seinem Glücke führen konnte! Jetzt erst fiel es ihm ein, die drei Zeilen zu lesen, mit welchen ihm seine treue Bundesgenossin das süße, dreimal gesegnete Geheimniß jenes Billets übersendet hatte. Sie waren in italienischer Sprache geschrieben, fehlerhaft genug, aber dennoch willkommen. Er fand in der kürzesten Fassung die genaueste Richtschnur. Was war nun zu thun für heute, um die ewig langen Stunden des Abends und der Nacht zu verbringen? Ha, es war ja Fasching in dem frommen Wien, und die strenge, fast klösterliche Stille, welche der Kaiser seiner Residenz aufgeprägt hatte, und die er oft rühmte im Gegensatz zu dem lockern, sündhaften Leben am Hofe zu Versailles, war für ein

Paar kurze Wochen einem heitern Lebensgenuße gewichen. Hinaus denn in die rauschenden Wogen der Freude!

„Ruffo! Degen und Hut! Du begleitest mich!“

„Doch nicht zu der Donna del Promontorio?“ fragte der Bube mit einer frechen Anspielung auf die verwachsene Schulter des Fräuleins, dem er den Brief gebracht. „An ihrem Vorgebirg möchte ich nicht gern scheitern.“

Der Graf schenkte ihm in bester Laune für den schlechten Witz eine kleine Kupfermünze: Ruffo war nicht verwöhnt bei ihm. Beide verließen denn das Haus.

Auf der Straße begegnete Colonna einen Offizier in der Uniform seines Regiments. Er ging auf ihn zu und staunte, als er ihn erkannte. Es war Herr von Riedau, von dessen Anwesenheit zu Wien er so wenig, als von seiner Versetzung zum Regiment Savoyen-Dragoner etwas erfahren hatte.

„Wohinaus, Camerad?“ fragte er ihn, ohne seine Verwunderung zu verrathen.

„Zu unserm Regiments-Inhaber, dem Prinzen!“ antwortete Riedau, den Gruß kurz erwiedernd.

„Meldung?“ fragte Colonna.

„Ja, zum Abgange nach Tirol,“ erwiederte Max und wollte vorüberschreiten.

„Schon bei der Contessina gemeldet?“ rief der

Graf ihm noch übermüthig nach, und als Riedau sich rasch umwandte, lachte er und winkte ihm einen Abschied mit der Hand. „Auf Wiedersehen!“

„Unter den Waffen!“ antwortete Riedau mit einem stolzen Blick und setzte seinen Gang fort.

„Hast Du ihn verstanden, Ruffo?“ fragte der Graf seinen Knaben, welcher dicht hinter ihm stand.

„Nein. Aber hüten Sie sich vor dem, Herr!“ erwiederte der Bube.

„Du wirst mich schützen, Junge!“ sagte Graf Pio lachend.

Der Knabe griff in die Brust seiner Jacke und nickte. „Führst Du ein Stilett?“ fragte der Graf. „Nimm Dich in Acht, dergleichen Spielzeug ist hier verboten.“

Ruffo schnellte die Finger empor mit einem jener italienischen Zeichen des frechsten Hohnes. Sein Herr drohte ihm und Beide setzten ihren Weg fort.

Max Riedau ging einen andern Weg, den einer reinen, unbefleckten Manneschre. Vom Prinzen Eugen, der ihn zu sich beschieden hatte, wurde er sehr gnädig empfangen. Es hatten sich dem Feldherrn noch einige Fragen aufgedrängt, welche die genauern Verhältnisse der Truppen betrafen, ihren Dienstbetrieb im inneren Verbande, welcher das wichtige Fundament ihrer Leistungen

ist, ihren Zustand in aller Beziehung, Fragen, welche ihm auf officiellem Wege nur nach dem Schema und in seinem Sinne völlig ungenügend beantwortet worden wären, und wie Prinz Eugen immer die richtigen, wenn auch oft unscheinbaren Quellen der Erkenntniß zu finden wußte, so befragte er nun den jungen Offizier, der frisch von der Truppe kam und dessen offenes, soldatisches Wesen ihm versprach, daß er ohne viele Umschweife die Wahrheit sagen werde.

Seine Voraussetzung täuschte ihn nicht. Riedau's Antworten stellten ihn vollkommen zufrieden; er erfuhr, was er wissen wollte. Vieles, das ihm unangenehm war, hatte er nicht anders erwartet.

„Ja, ich glaube es!“ sagte er mehrmals, da ihm Riedau offenbare Mängel im Dienste freimüthig eingestand. „Thut nur Alle eure Schuldigkeit, so wird es besser werden.“ Er dachte an die vielen hohen und niedern Offiziere, welche sich mit Urlaub aus den Winterquartieren entfernt hatten, und wenn er sich gegen den Untergebenen, der vor ihm stand, auch nicht darüber aussprach, so klang doch sein Gedanke in der beifälligen Bemerkung wieder, daß er, wie es scheine, die Freuden des Fasching zu Wien nicht ungern verlassen werde, um sich zu seinem neuen Regiment zu begeben.

„Es ist mein größter Wunsch, Durchlaucht,“ er-

wiederte Max. „Vom Fasching habe ich nicht viel gesehen, und es ist bei mir gar kein Verdienst, daß ich lieber draußen bin, denn ich kann's nicht anders; aber wenn vornehme und reiche Cavaliere, die wohl eingeladen sind, anher zu kommen, lieber draußen bleiben in des Kaisers Dienst, so wird mein gnädigster Herr wohl mit ihnen zufrieden sein."

„Zum Beispiel?" fragte der Prinz, über die warme Sprache lächelnd. „Ihr habt doch ein bestimmtes Beispiel im Sinne?"

„Den Herrn General-Adjutanten Grafen von Königsegg zum Beispiel," erwiederte Riedau. „Und viele Andere."

„Der Königsegg ist ein tapferer Offizier," versetzte der Prinz. „Den nehmt Euch in jeder Beziehung zum Muster."—Er gab darauf dem neuernannten Lieutenant seines Regiments noch ein Schreiben an dessen Obersten mit, sagte ihm, daß er morgen beim Hofkriegsrath die letzte Abfertigung erhalten werde, schärfte ihm Sorgfalt mit den Depeschen ein und entband ihn von einer weitern persönlichen Meldung.

„Grüßt mein wackeres Regiment," sagte er zum Schluß. „Ich hoffe Euch bald zu sehen."

In diesen Worten schien für Max die Erfüllung seines heißen Soldatenwunsches auf einen neuen Krieg ver-

heißen zu werden, und er verließ den Prinzen mit stolzer Freude über die Ehre, die ihm zu Theil geworden war. Noch einen Tag zu Wien! Morgen sollte er seine letzten dienstlichen Aufträge erhalten, übermorgen sein Roß wieder an Mariahilf vorbei gen Abend wenden. Ehe er Wien verließ, mußte er noch einmal, wie er versprochen hatte, der Gräfin Königsegg seinen Besuch machen, um den Brief in Empfang zu nehmen, welchen sie ihm für ihren Sohn mitgeben wollte. Sein Herz schlug höher bei diesem Gedanken — durfte er hoffen, dabei Cajetana wiedersehen? Wäre seine Schwester noch dort gewesen, so hätte er ein Recht gehabt, in der Zeit, welche er schon hier müssig verharrt, zuweilen wie sonst im Palais zu Gumpendorf zu erscheinen, dann hätte ihm das Glück auch vielleicht wohl gewollt, daß er Cajetana wieder getroffen und gesprochen hätte. Jetzt war das Alles anders. Und war es nicht gut, daß es so stand? Was seine Schwester ihm gesagt hatte, daß Cajetana mit ihm und ihr durch die Väter in einer eigenthümlichen Beziehung stand, war für sein immer mächtiger werdendes Gefühl nur ein neuer Reiz geworden. Sie war ihm ja nicht fremd mehr, nicht durch eine hohe und reiche Verwandtschaft von ihm unnahbar getrennt — ein Soldatenkind, arm, wie er —

Gewaltsam riß er sich heute aus dem Wellen=

strome seiner Hoffnungen, der ihn bei dem Gedanken an ein mögliches Wiedersehen bei seinem morgenden Besuche erfaßt hatte, um ihn raschen, stürmischen Laufs einem schimmernden Ziele entgegen=zu=tragen, das zwar noch fern, aber seiner Kraft durch das Glück des Krieges nicht unerreichbar blieb. Er riß sich jedoch los von diesem Gaukelbilde der Phantasie: nicht in spielenden Träumen, sondern durch Thaten wollte das Glück errungen sein. Den heutigen Tag benutzte er, um sich noch von dem Grafen Trautson zu beurlauben, welchen er seit dem Tage, wo er ihm den letzten Bescheid über sein Gespräch mit der Tochter des Raubschützen gebracht, nicht wiedergesehen hatte. Der Graf war nicht zu Hause, aber er begegnete der Gräfin, welche eben, als er den Thürsteher nach der Stunde fragte, wo er wiederkommen dürfte, in ihrer Sänfte von einem Besuch heimkehrte, ihn freundlich grüßte und bat, nur eine kurze Weile zu verziehen, da ihr Gemahl in wenigen Minuten zurückkehren werde. Er ließ sich daher von dem Diener in das Zimmer führen, wo er das erwarten konnte, wurde aber bald durch eine Sendung zur Gräfin eingeladen. Max Riedau hatte sich in frühern Zeiten, als er noch in Gnaden bei seiner hohen Beschützerin stand, zu viel in vornehmen Kreisen, besonders von Damen, bewegt, um darüber in Verlegenheit zu gerathen. Sein gesundes, kern=

haftes Wesen hatte ihn aber auch vor dem Gegentheile, vor einer geckenhaften Anmaßung bewahrt, welche junge Menschen, die von den Frauen bevorzugt werden, nur zu leicht widerwärtig zur Schau tragen. Ohne Befangenheit, aber in bescheidener Haltung trat er bei der Gräfin ein, welche ihn freundlich willkommen hieß und sich halb entschuldigte, daß sie ihn gebeten, zu ihr zu kommen — sie hoffe aber durch ihn Nachrichten von ihrem Oheim, dem Grafen Weißenwolff, Erblandhofmeister, zu bekommen, den er, wie ihr Gemahl ihr gesagt, unterwegs krank in Salzburg getroffen habe. Was sie erfahren, sei ihr nicht genügend, sie bitte ihn also, zu erzählen, wie er ihren Oheim gefunden und ob er in Lebensgefahr schwebe.

Riedau beruhigte sie darüber. Er hatte auf seinem Ritt von Innsbruck herüber den vierten Tag in Salzburg übernachtet und war zufällig von dem kranken Herrn gesehen worden, der ihn hatte höflich zu sich entbieten lassen, um von ihm Nachrichten über den Stand der Dinge beim Heere zu erfahren. Er war nur von der Gicht heimgesucht, sonst aber ganz heiterer Laune gewesen.

Die Gräfin freute sich über diese gute Nachricht, da sie ihren Oheim sehr lieb hatte. Ob der Grund aber, weshalb sie den jungen Offizier hatte rufen lassen, wirklich nur die Sorge um den Oheim gewesen, wer mag das sagen? Sie knüpfte ein anderes Gespräch an und

wußte Max zu veranlassen, daß er sich mehr und mehr äußerte, fast schien es, als wolle sie ihn nur recht kennen lernen. Die kleine harmlose Frau! Jetzt sprach sie von der Gräfin Königsegg, da sie wußte, daß diese ihm ihr Wohlwollen rein erhalten hatte — und siehe! auf einmal hatte sie ihn gefangen. Sein Auge wie seine Wange hatten ihn verrathen. Mehr wollte sie ja nicht; sie ging daher ganz unbefangen darüber hinweg und fragte ihn, ob er den Sohn der Gräfin vor seiner Abreise in Tirol gesehen habe.

Max erzählte, was er von dem Grafen Karl Fidelis wußte.

„Werden Sie ihn bei Ihrer Rückkehr sehen?"

„Ganz gewiß. Ich werde mir morgen von der Frau Mutter einen Brief an ihn holen."

„Dann sagen Sie ihm nur, die Damen in Wien hätten es ihm sehr übel genommen, daß er die Einladung zum Fasching abgelehnt habe, ganz besonders ich, die ich die Ehre haben sollte, ihn als meinen Cavalier zu sehen."

Wie entzückt würde ihr Gemahl gewesen sein, diese Aeußerung des reinsten Seelenfriedens zu hören!

„Und wenn Sie wieder kommen," fuhr sie heiter fort, „dann sollen Sie mir sagen, wie der edle Graf, der

mir eine solche Demüthigung bereitet, meine Botschaft aufgenommen hat."

„Ich komme nicht wieder, gnädigste Gräfin," antwortete Max. „Wir gehen vorwärts, sobald der Schnee auf den Bergen schmilzt."

„Sie kommen doch wieder!" sagte die Gräfin mit einem schnellen schalkhaften Blicke, aber sie brach gleich ab und fragte, ob er den Krieg denn für ganz gewiß halte.

„Was hätte der Soldat, wenn er darauf nicht hoffen könnte!" entgegnete Riedau.

Da war unterdessen der Graf heimgekehrt, wie seiner Gemahlin angezeigt wurde, und gleich darauf erschien er auch in deren Zimmer. Er war noch im Hofkleide, denn er kam eben vom Könige. Freundlich begrüßte er Riedau und wünschte ihm Glück, daß er sich bereits die Gnade des Prinzen Eugen gewonnen habe; auch der König, der ein sehr gutes Gedächtniß besitze, habe sich seiner wieder erinnert, sogar der Gelegenheit, bei welcher er ihn zum Erstenmale gesehen habe. Er richtete dabei sein Auge forschend auf den jungen Mann, ob dieser ihm vielleicht etwas in Bezug auf die bewußte Sache bringe, da er aber nichts bemerkte, gab er den Gedanken auf, ihn alsbald mit sich auf sein eigenes Zimmer zu führen, und setzte das Gespräch hier fort, bis Riedau sich verabschiedete.

Die Gräfin wünschte ihm eine glückliche Rückkehr zum Heere und die Erfüllung aller seiner Wünsche, wofür er sich mit einem lebhaft aufglühenden Blicke und freudigem Lächeln bedankte.

Trautson begleitete ihn bis in das Vorzimmer, wo er ihn nun doch fragte, ob er nichts weiter von dem Mädchen mit dem Ringe gehört habe, sie sei nicht gekommen und er befinde sich gewissermaßen in Verlegenheit, was er thun solle, um ihr die Gnade, die ihr zugedacht sei, angedeihen zu lassen, da auch das Fräulein, bei dem er sie damals gesehen, nicht wisse, wo sie zu finden sei. Riedau wußte ebenso wenig etwas von ihr. Der Graf trug ihm dann Grüße an seinen Freund Karl Fidelis auf und wiederholte die Wünsche seiner Gemahlin. Als er zu ihr zurückkehrte, fand er sie in der glücklichsten Stimmung, aber etwas aufgeregt.

„Leopold!“ sagte sie. „Das wird ein Paar, wie kein zweites wieder zusammen paßt — wie wir, Leopold, denk' an mich!“

„Was meinst Du, Resi?“ fragte er ganz erstaunt.

„O ich weiß schon, was ich sage!“ erwiederte sie. „Dieser hier und die hübsche Tani draußen in Gumpendorf — wie schön schickt sich nun Alles! Der alte Vetter, der Herr von der fränkischen Grafenbank, ist ganz ausgesöhnt, ja ganz vernarrt in sein Mühmchen, er wird sie

ausstatten, daß kein Fürst sich ihrer zu schämen hätte; der junge Herr ist in Gnaden bei seinem Prinzen, und was noch mehr sagen will, der künftige Kaiser kennt ihn. Gibt's Krieg, so kommt er als General wieder, und es gibt Hochzeit."

„Ich bitt' Dich schön, Resi, bleib da! Du fliegst mir ja ganz davon. So sehr ich dem jungen Mann alles Glück wünsche, ist er doch noch weit davon entfernt. Du weißt ja nicht einmal, wie Cajetana von ihm denkt, ob ihr Herz sich ihm zuneigt. Was ich aber vom alten Cronberg weiß, läßt mich an einer fürstlichen Freigebigkeit von seiner Seite zweifeln. Wir können überhaupt zu dem Gelingen dieses Plans nichts thun, obgleich ich die Lust dazu in Deinen Augen sehe. Stellen wir Alles Gott anheim."

„Da hast Du Recht, Leopold. Der wird's wohl machen."

„Wegen der Cajetana ist großes Turnieren gewesen. Die Frau Obersthofmeisterin hat es doch, der Himmel weiß wie, erfahren, daß man ihr eine verkappte Dame eingeschwärzt, und ist deshalb mit einer Klage vor die Königin getreten. Du kannst Dir denken, wie sie versteinert gestanden, als Ihre Majestät schon von Allem unterrichtet war. Freilich ist es nun ein Glück, daß durch ein Mißverständniß Cajetana nicht Hofdame der Königin geworden ist, die

Arme würde jetzt einen üblen Stand haben. So steht sie aber unter dem Schutze einer ganz unabhängigen Frau, und ihr kann nichts weiter geschehen, als daß sie einmal bei einem großen Feste vergessen wird."

„Daran wird ihr nichts gelegen sein. Ich wenigstens hätte mich nach keinem Feste gesehnt, wo ich gewußt hätte, daß ich Dich nicht finden würde. Als Deine Frau kann ich es jetzt schon sagen, ohne Dich allzu eitel zu machen."

Er lächelte sie liebevoll an und sagte hierauf: „Du scheinst es als ganz gewiß anzunehmen, daß Cajetana's Herz dem jungen Manne zugeneigt ist, der uns eben verlassen hat. Möchte sie sich nur nicht von den leidenschaftlichen Huldigungen berauschen lassen, die ihr von anderer Seite gebracht werden!"

„Nun, Leopold!" erwiederte die Gräfin eifrig, „wenn sie sich von diesem Römer, der ihrer nicht werth ist, bethören läßt, daß sie ihn einem braven deutschen Herzen vorzieht, so soll sie mir leid thun."

Ihr Gemahl stimmte ein, äußerte jedoch, daß Graf Colonna grade einem unbefangenen weiblichen Herzen gefährlich werden könne. Dann kam er wieder auf den Gegenstand zu sprechen, der ihn nun schon seit mehr denn Jahresfrist in unersprießlicher Weise beschäftigte, auf den bewußten Ring. Der König hatte ihn erst heute wieder

danach gefragt, ob er noch keine Aussicht habe, sich von einer für ihn ganz unangenehmen Verpflichtung befreit zu sehen. Auf Trautson's Versicherung, daß von seiner Seite Alles geschehen sei, um den Aufenthalt des Mädchens, das sich nicht freiwillig stellen wolle, zu ermitteln, daß aber bis jetzt keine Spur gefunden worden, weder im Königsegg'schen Hause, noch bei der Soldatenwitwe, wo sie früher eine Zuflucht gehabt, war der König mit sichtlichem Verdruße zu einem andern Gespräche übergegangen. — „Ich kann mir wohl denken," sagte der Graf, „daß es dem Herrn peinlich ist, wieder im Besitze des Ringes zu sein, ohne dem Mädchen dafür eine angemessene Entschädigung zukommen zu lassen, aber es ist doch ihre eigene Schuld. Rathe mir, mein kluger Minister, was soll ich thun? Du weißt sonst für Alles Rath."

Die Gräfin besann sich eine Weile. „Wenn das arme Kind irgendwo zu finden ist," sagte sie dann, „so ist es in der Nähe des Gefängnisses, in welchem ihr Vater liegt."

„Aber sollen wir dort auf sie lauern lassen, ihr einen Hinterhalt legen, mit Gewalt uns ihrer Person bemächtigen, nur um ihr eine Wohlthat aufzudrängen, die sie nicht mag?"

„Das soll nicht geschehen — aber sie dort treffen, ihr freundlich begegnen! Dir muthe ich ein solches Un-

ternehmen nicht zu, wie sich von selbst versteht, aber da Du einmal in dieser Sache dem jungen Riedau Dein Vertrauen geschenkt hast, der morgende Tag ist noch sein. Ich glaube ganz gewiß, daß das Mädchen sich in der Nähe ihres Vaters aufhält, und wenn sie sich auch bei Tage nicht hervorwagt, doch des Abends suchen wird, etwas von ihm zu erfahren. Hast Du neuere Meldungen über seinen Zustand?"

„Ja wohl, der König wünschte davon zu wissen. Es ist Alles noch beim Alten und somit keine Möglichkeit, irgend eine Untersuchung mit ihm einzuleiten. Der Gefängnißarzt versichert, daß der alte Mann völlig gestörten Geistes sei und keiner klaren Vorstellung, geschweige denn einer klaren Rede fähig."

„So wird er wohl sterben im Kerker?" fragte die Gräfin mitleidig.

„Es wäre ein Glück für ihn, da sein Zustand unheilbar sein soll. — Ich werde mir Deinen Rath überlegen, Resi. Freilich ist es dem wackern Riedau viel zugemuthet, wenn er am letzten Abende seines Hierseins auf Vedette ziehen soll, um die widerspenstige Verächterin königlicher Gnade einzufangen, indessen thut er es mir wohl zu Gefallen, wenn er bedenkt, wem er eigentlich zum Dank verpflichtet."

Neuntes Capitel.

Max Riedau.

Sie hatte wohl Recht, die mitleidige Frau. Wo anders konnte Kathi zu finden sein, als in der Nähe ihres Vaters, sobald die Dunkelheit ihr Schleier über die Stätte und ihre Umgebung breitete? Bei der Soldatenwitwe, wo ihn der Verräther ausgewittert und die Scharwache gefangen genommen hatte, wäre es freilich auch möglich gewesen, Kunde von ihr zu erlangen, wenn die starrköpfige alte Frau nur Willens gewesen wäre, solche zu geben. Aber dazu hätte sie keine Drohung, keine Gewalt bewogen. Sie gab Kathi Herberge, wie früher, hütete ihre Thüre sorglich, und wenn irgend Gefahr zu nahen schien, entließ sie das Mädchen durch ein Schlupfloch in der Hinterwand des Hauses, wo sich wüstes Gestrüpp und hohe Trümmerhaufen aus der Türkenbelagerung zum Verstecken oder Entkommen günstig boten. Es war mehrmals Nachfrage gehalten worden, auch zur Nachtzeit hatte man die Hütte noch einmal überfallen, um des Mädchens habhaft zu werden, von welchem das Gericht Aufschlüsse und Geständnisse erwartete, die ihr Vater nicht geben konnte. Daß man die Witwe nicht als

Mitschuldige und Hehlerin einzog, verdankte sie nur der Hoffnung, daß es gelingen werde, bei ihr, wenn sie auf freiem Fuße blieb, die Entflohene doch noch einzufangem. Sie lachte aber im Stillen dazu.

An dem Abende, als die Gräfin Trautson ihrem Gemahl den Rath gab, dessen Ausführung auf morgen verschoben wurde, wäre die beste, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit gewesen, Kathi am Thurme zu treffen. Die Dämmerung war bereits eingebrochen, der Himmel von Wolken bedeckt, so daß auch das Licht der Sterne in der mondlosen Nacht nicht verrätherisch werden konnte. Auf der Seite, wo der düstere Thurm ein einziges, in seine dicken Mauern gebrochenes Fenster hatte, das von Innen und Außen mit starken Eisengittern doppelt verwahrt war, stand Kathi schon lange im Schutze eines mächtigen Strebepfeilers, dessen Schatten ihre dunkle Gestalt mit dem schwärzlichen Gemäuer in Eins zerfließen ließ. Sie harrte mit Geduld, bis die Dämmerung völlig zur Nacht geworden war und eine Todtenstille rings umher herrschte. Dann erst wagte sie sich hervor. Nach allen Richtungen spähte ihr nachtgewohntes Auge, aber sie durfte nichts fürchten, in diese Gegend verirrte sich wohl keines Menschen Fuß. Sie stand eine Weile, dann näherte sie sich dem Thurme und hob den Kopf, um nach dem einzigen Fenster empor zu lauschen. Von einem fer-

nen Thurme schlug es acht Uhr. Es war im Februar, daher schon völlig dunkel.

Noch zagte sie, das leise verabredete Zeichen zu geben, das ihre Nähe verkündete. Der, dem es ein Trost gewesen wäre, sie nur wenige Schritte entfernt zu wissen, konnte sie nicht vernehmen, sein Geist war mehr umnachtet, als sein Auge. Aber der mitleidige Gefährte, den er in der Zelle gefunden hatte, sein Wächter und Wärter zugleich, sollte an das Gitter gerufen werden, um ihr Kunde zu geben, wie es mit dem Kranken stehe, und ob die Gnade, auf welche sie nun stündlich hoffte, noch nicht eingetroffen sei.

Sie ließ endlich den leisen, klagenden Ruf der Thurmeule hören, der, wenn er auch von einem fremden Ohr vernommen werden sollte, eher ein unheimliches Grauen, als Verdacht erregen konnte.

Alles still! Ein Gegenzeichen war nicht verabredet worden, das wäre gefährlich gewesen. Nach einer Weile flüsterte sie hinauf: „Seid Ihr da?"

Die Antwort zögerte etwas, doch hörte Kathi, welche schon besorgt wurde, endlich vom Fenster herab: „Ich bin hier, Jungfer."

„Wie geht es heut'?" fragte sie nun dringend.

Wiederum ließ die Antwort, wenn auch nur einen

Moment, auf sich warten. „Nicht zum Besten!“ klang es mitleidig.

Da mußte Kathi die Hand auf die Brust pressen, um den verrätherischen Laut, der sich ihr entringen wollte, zu unterdrücken. „Verschweigt mir nichts!“ bat sie ängstlich. „Ihr wißt, ich bin auf Alles gefaßt.“

„Das ist gut, Jungfer,“ flüsterte es von Oben. „Sie weiß ja, es ist ein Glück für ihn.“

„Er ist todt?!“ rief Kathi, alle Vorsicht vergessend.

Erschrocken bat sie der Mann im Kerker, leise zu sprechen, da sie doch Jemand hören könne und ihm dann die empfindlichste Züchtigung zu Theil würde — dann erst versicherte er, daß ihr Vater noch am Leben sei.

„Aber Ihr glaubt, daß es schlecht mit ihm steht?“

„Ja — es wird heut' Nacht wohl mit ihm zu Ende gehen. Es ist nicht der Erste, den ich sterben sehe, und ich habe so meine Zeichen, die mich noch nimmer im Stiche gelassen haben.“

Kathi hörte die letzten Worte schon gar nicht mehr. Sobald ihr der Anfang seiner Rede die längst befürchtete Kunde gegeben hatte, war sie verschwunden, und der Mann am Gitterfenster, als er gar keine Antwort erhielt, strengte vergebens seine Augen an, um sie in der Finsterniß zu erkennen, rief auch leise nach ihr, aber Alles blieb still. Wenn der Schreck ihr nur nicht die Besinnung geraubt

hat! dachte er. Das arme Mädel liegt vielleicht hülflos an der Erde und Niemand nimmt sich ihrer an!

Sie war jedoch auf flüchtigen Füßen, von der Angst gejagt, daß sie zu spät kommen könne, durch die schmalen Winkelpfade, die ihr bekannt waren, nach der andern Seite des finstern Gebäudes enteilt, wo sie zu der großen Pforte gelangte; dort dankte sie Gott, als sie durch das kleine Fenster im Erdgeschoß, wo der Schließer wohnen mußte, noch Licht schimmern sah. Ohne sich zu besinnen, klopfte sie an.

Der Schließer war gewöhnt, zu jeder Stunde des Tages herausgeklopft zu werden, theils um neue Bewohner in seinen Gewahrsam aufzunehmen, theils auch, um der Scharwache, wenn sie dieses Weges kam, Rede zu stehen, auch wohl dem Führer derselben bei strenger Witterung einen Schluck zur Stärkung zu verabreichen. Er öffnete also gleich sein Fenster und fragte, wer da sei.

„Ich bitte Euch sehr," ließ sich eine zitternde Mädchenstimme vernehmen, „laßt mich ein — mein Vater ist hier gefangen und liegt im Sterben! Laßt mich ein, wenn Ihr barmherzig seid!"

„Wer ist denn Dein Vater?" fragte der Schließer verwundert. „Ich weiß von Keinem, der im Sterben liegt."

„Ja, ja!“ rief Kathi. „Mein Vater ist der Mann, den sie draußen bei der Frau Merse fortgeholt haben, ein alter, schwacher Mann, der seiner Sinne nicht mächtig ist — er liegt nun allein drüben mit einem Andern, da, wo das Fenster hinaus geht zur Mauer, zum Wallgang! Laßt mich zu ihm!“

„Ei, Du weißt ja so gut Bescheid, als wärst Du hier bei uns geboren! Wer hat Dir denn das Alles gesagt?“

„O fragt nicht — wenn Ihr vor Gott einst Barmherzigkeit zu finden hofft, so seid barmherzig zu mir.“

Hart, wie der Mann war, dieser Ton unaussprechlichen Wehs traf doch sein Herz. Er trat, ohne ein Wort zu erwiedern, vom Fenster zurück, und Kathi, vor Angst fast vergehend, hörte gleich darauf die schweren Riegel der Pforte zurückschieben und den Schlüssel im Schloß kreischen. Die Thüre öffnete sich und der Schließer stand mit hochgehobener Leuchte vor ihr. „Laß Dich einmal beschauen, wer Du bist!“ sagte er.

Da fiel sie vor ihm nieder, umfaßte seine Kniee und bat ihn noch einmal, sie schnell zu ihrem Vater zu führen. „Ich sollt's nicht thun,“ sagte er. „Ich darf's eigentlich nicht — aber komm nur.“ Sie folgte ihm mit freudigem Danke.

„Wie heißt denn Dein Vater?“ fragte er. „Was hat er verbrochen?“

Schüchtern nannte sie den Namen Martin, auf die zweite Frage gab sie keine Antwort. Der Schließer murmelte etwas vor sich hin, als ob er sich nun auf Alles besänne.

„Hier ist es! Wir werden ja sehen, ob es so schlimm mit ihm aussieht. Der Doctor war gestern erst hier und hat nichts gesagt.“ Er schloß die kleine niedrige Thüre auf, welche in die Zelle führte, und trat mit der Leuchte zuerst ein. Der Gefangene, der sich nach dem Gespräche mit Kathi wieder auf sein Lager geworfen hatte und sich mit dem Gedanken beschäftigte, was aus dem Mädchen geworden sei, erschrack, als er den Schlüssel klirren hörte; er fürchtete, daß sein Thun endlich verrathen worden sei und die Strafe jetzt nahe. Das Licht blendete ihn, da in der Zelle keins brannte. Er sah nicht eher, wer mit dem Schließer eingetreten war, bis er den Schmerzensruf hörte, mit welchem sich Kathi über ihren Vater niederstürzte.

Furchtsam verhielt sich der Mitgefangene still, während der Schließer den Schein seiner Leuchte auf ihn fallen ließ und dann dem Mädchen in die Ecke folgte, wo der alte Mann regungslos lag.

Kathi lauschte auf seine Athemzüge — sie waren noch

nicht in's Stocken gerathen, eben so wenig verriethen sie den innern Kampf, welcher ein Vorbote des Todes ist.

„Der schläft!" sagte der Schließer halblaut. „Du hast Dir eine unnütze Angst gemacht. Laß ihn in Ruhe — hier kannst Du doch nicht bleiben."

„O laßt mich hier!" bat Kathi flehentlich. „Längst schon wäre ich gekommen, wenn ich nicht gedacht hätte, meinem Vater Gnade zu schaffen. Ich gehöre zu meinem Vater, hier ist mein Platz —"

„Schon recht!" sagte der Schließer. „Aber ich darf's nur ohne Befehl nicht zulassen. Komm morgen wieder."

„Hier ist mein Platz!" wiederholte Kathi. „Ich sollte auch mit eingebracht werden, da bin ich entsprungen — nun stelle ich mich freiwillig — soll ich meinem Vater nicht in seiner letzten Stunde beistehen?"

Der Schließer bückte sich nun selbst zu dem kranken Manne hernieder, um zu erforschen, ob wirklich Grund zu der Besorgniß der Tochter vorhanden sei, dann ging er zu dem andern Gefangenen, der sich noch immer still verhielt, und stieß ihn mit dem Fuße an. — „Guter Freund, Er scheint einen Schlaf wie ein Dachs zu haben — steh' Er auf und komme Er mit, ich werde Ihm eine andere Kammer anweisen."

Kathi bebte vor freudiger Hoffnung auf, sie sah in diesem Befehl die Erfüllung ihrer Bitte.

Der Gefangene erhob sich. „Soll aber der kranke Mann allein bleiben?“ fragte er.

„Das ist Seine Sache nicht!“ versetzte der Schließer, und sich zu Kathi wendend, sagte er: „Wirst Dich nicht fürchten, einen Augenblick im Finstern zu bleiben? Ich komme gleich wieder.“

Kathi warf einen schnellen Blick auf den Gefangenen, während sie den Schließer versicherte, daß sie bei ihrem Vater keine Furcht kenne. Ohne etwas zu erwiedern, führte nun der Mann den andern Gefangenen hinweg, welchem Kathi gern ein Wort gesagt hätte, aber sie wagte es nicht, aus Furcht, ihm eine üble Behandlung zu bereiten. Sie war nun in der finstern Zelle mit ihrem Vater allein.

Ihr erstes Gefühl ließ sie auf die Kniee sinken und ein heißes Gebet zu Gott schicken, dann tappte sie sich nach der Ecke hin, wo sie das Lager ihres Vaters bemerkt hatte. Hier beugte sie sich nieder, und da sie seine Athemzüge lebhafter und unregelmäßiger hörte, hoffte sie auf sein Erwachen aus dem dumpfen Zustande, der seinen Wärter zu der Besorgniß seines nahen Endes geführt hatte. Sie konnte sich nicht enthalten, leise und schmerzlich: „Vater!“ zu rufen.

Und dieser Laut, wie schwach er auch war, brach den wüsten Schlummer, in welchem der kranke Mann lag, und gab ihm auf einmal zugleich einen Schimmer von Geistesklarheit zurück.

„Kathi!“ sagte er und regte sich. „Bist Du bei mir, Kathi?“

„Ich bin hier, Vater!“ rief sie mit heller Freude. „Ich gehe nicht mehr von Euch.“

„Das ist gut,“ sagte er und holte tief und beruhigt Athem.

Ihr war das Herz so voll, sie hätte ihm so viel zu sagen, sich zu entschuldigen gehabt, daß sie ihn verlassen und nur für ihre eigene Rettung gesorgt habe. Aber verständig, wie sie war, bezwang sie sich und blieb still; sie wußte wohl, daß ihm Ruhe vor Allem noth that.

Nach einer kleinen Weile kam der Gefängnißwärter zurück; er hatte die Thüre, als er den andern Mann hinweg führte, nicht offen gelassen, und schloß sie jetzt leise und schonend wieder auf. Wie dankbar war ihm Kathi dafür: sie hatte denn auch hier in einem harten Amt einen guten Menschen gefunden.

Er trat mit seiner Leuchte wieder ein, hatte aber auch eine kleine Lampe mitgebracht, die er schweigend anzündete und auf den niedrigen Tisch setzte, der sich in dieser verhältnißmäßig besser ausgestatteten Zelle vorfand.

„Ich sollt' es eigentlich nicht thun, Jungfer," sagte er dann mit gedämpfter Stimme; „ich kann deswegen in Strafe kommen, denn aufnehmen darf ich ohne Befehl keinen Menschen und Licht brennen soll gar nicht geduldet werden. Aber ich will es einmal mit Dir auf meine Kappe nehmen."

„Gott wird es Euch lohnen!" rief Kathi mit dankbarem Herzen.

„Morgen muß ich denn Anzeige machen," fuhr er fort, „wenn Du nicht vor Tage wieder hinaus willst. Es hat Dich Niemand gesehen, als der andere Mensch hier, und der wird nichts verrathen."

„Nein, lieber Meister, laßt mich ganz hier! Ich kann meinen Vater nicht mehr verlassen!"

„Nun gut — wenn's nicht anders sein soll, so will ich mich d'rein finden. Ich habe eine Lampe hergesetzt, daß Du Dich zurecht finden kannst. Wie steht es denn mit ihm?"

Er schien dem Kranken in das Gesicht leuchten zu wollen, Kathi verhinderte ihn aber daran und bat ihn, sie nur mit dem Vater allein zu lassen — daß dieser geredet habe, wagte sie nicht zu sagen, da er sich jetzt in Gegenwart des Schließers wieder ganz still verhielt.

„Nun so wünsch' ich Dir eine gute Nacht!" sagte der Mann. „Dort ist das Lager des Andern, nimm Dir

wenigstens die warme Decke, es ist kalt. Und geh' vorsichtig mit dem Licht um, hörst Du?"

Sie versprach ihm Alles und dankte ihm für seine Barmherzigkeit, worauf er sie verließ und einschloß.

Nun verging wohl eine Stunde ängstlichen Harrens für sie, denn der Vater schien wieder in seine schlummerartige Betäubung zurückgesunken, die ihm aber keine Ruhe gewährte, denn er zuckte viel, und seine Brust athmete nicht mehr so frei, als zuvor; Kathi hatte es zweimal gewagt, ihn, wie das Erstemal, zu rufen, aber ihre Stimme hatte jetzt keine Macht über ihn.

Endlich! Er stieß einen tiefen Seufzer aus und regte sich dann mit Zeichen sichtbarer Unruhe. „Herr Rittmeister, es ist zu Ihrem Glücke!" stieß er mit dumpfer Stimme, aber vernehmlich hervor.

Er träumte! Kathi wagte nicht, ihn zu wecken.

„Sie hätten auf mich hören sollen," murmelte er weiter. „Der Martin ist zwar nur ein gemeiner Mann, aber er hat dem gnädigen Herrn doch schon manch' liebes Mal einen guten Rath gegeben — wenn Sie nur d'rauf gehört hätten!"

Immer wieder beschäftigten sich seine Gedanken mit dem verstorbenen Herrn, dem er so treu angehangen hatte.

„Bleiben Euer Gnaden nur heut' weg!" fing er

nach einer Weile dringender wieder an. „Denken Sie doch auch an das Kind — und wenn's umschlägt, denken Sie doch, wenn's umschlägt! Wollen Euer Gnaden denn nicht als ehrlicher Mann leben und sterben? Warten Sie doch nur ein Paar Tage ab, dann kommt ja wieder von dem Eigenen ein — ja doch!" schrie er auf. „Davon freilich ist Alles wieder zu ersetzen, und es erfährt ja kein Mensch! Schon recht, Euer Gnaden, aber Einer weiß es doch, das ist unser Herrgott im Himmel. Und wenn's nun mehr wird — wer kann's vorher wissen! wenn's mehr wird? Daß ich schlechter Kerl zu Euer Gnaden so sprechen muß, aber ich leid's nicht, Euer Gnaden können mit mir machen, was Sie wollen, ich geb's nicht zu. Ehr' und Reputation meines Herrn geht mir über Alles."

Kathi hatte schon oft in seinen wirren Phantasien ähnliche dunkle Reden gehört, aber noch nie hatten sie sich so bestimmt auf einen Punkt gerichtet, daß er nämlich seinen Herrn von irgend einem Thun abhalten wollte, welches diesem zu Schaden und Unehre gereichte.

Nun folgte ein langes, unverständliches Murren und Flüstern, wobei sie nur einzelne Worte ohne allen Zusammenhang unterscheiden konnte; der Kranke war dabei viel unruhiger, als je zuvor, und wurde unverkennbar ganz heiser in seinem Ton. Kathi rang mit dem Ver-

langen, ihn aus diesem Zustande durch ihre Hand und Stimme zu befreien, aber sie hatte bei einer frühern ähnlichen Gelegenheit einen furchtbaren Ausbruch tobenden Zornes hervorgerufen, den sie erst spät hatte beschwichtigen können: sie scheute sich daher, diese Gefahr von Neuem zu bestehen. Auch beruhigte sich der Vater sichtlich mit der Zeit und holte endlich tief Athem, wie von einer großen Last befreit. Dann lachte er auf einmal still in sich hinein, daß es der armen Tochter, wie ein greller Hohn auf seine Lage, durch die Seele schnitt.

„Nun versuchen's Euer Gnaden — mein Schäfchen ist in's Trock'ne gebracht!“ fing er darauf wieder an. „In's Trock'ne!“ Hier lachte er nochmals und lauter als zuvor. „In's Nasse kann man doch nicht sagen! Ja, ja, der Martin hat einen klugen Kopf, der heckt Anschläge aus wie'n Zigeuner! — Und wenn Sie mich fortjagen, gnädiger Herr, es wird doch nicht anders. Es ist einmal weg, es ist gestohlen! Sie sind reich genug, es ist ja heut' Geld eingekommen — wenn Sie nur erst hingehen und Alles in Richtigkeit bringen, und dann erst, wenn's sein muß — Euer Gnaden wissen schon, was ich meine. Dann können die lieben Herren und Brüder rupfen — sie rupfen Ihnen doch nicht die Ehre aus. — — Ja, ja! Ich gehe schon, ich schnüre mein Bündel und gehe. Gestohlen ist es, ich hab's aber nicht gestohlen,

und es kommt doch immer darauf an, **wem's** gestohlen ist. Den lieben Herren und Brüdern — die hätten's gekriegt! Dem's gehört, dem wär's nicht geblieben, und Sie sind reich genug jetzt, wo alles Geld eingegangen ist, Sie können's ihm heut' gleich bezahlen! Thun Sie's nur, ich bitt' Euer Gnaden um Alles in der Welt, thun Sie's nur in dieser Stunde noch, und gehen Sie dann erst zu den lieben Herren in den drei Kronen. — Nun, ich komme schon einmal wieder, gnädiger Herr, wenn's Krieg gibt — dem lieben Fräulein Tani bring' ich dann ein Eingebinde mit," setzte er ganz leise hinzu, so daß es seine Tochter nur, weil sie der Name ihres Fräuleins zu schärfstem Lauschen reizte, verstehen konnte.

Dann schlief er ein, sanft und ruhig, und Kathi, nachdem sie noch eine lange Weile seine Athemzüge bewacht hatte, ließ endlich, übermüdet, wie sie war, in ihrer niedergekauerten Stellung den Kopf auf die Brust sinken und verfiel in einen Halbschlummer, aus dem sie vielleicht erst nach einer Stunde schreckhaft erwachte. Sie stand rasch auf, der Vater schien noch ruhig zu schlafen; sie schlich zu dem Tische, wo die Lampe dunkel brannte, um diese zu putzen, dann setzte sie sich still auf das Lager, das dem Mitgefangenen gehört hatte, und überdachte ihre ganze verlassene und trostlose Lage. Aber sie ließ sich dadurch nicht weich stimmen, ihre starke Seele hatte

Muth, Allem, was über sie kommen könne, zu stehen. Sie hatte ja in ihrem jungen Leben schon so viel erduldet.

Da hörte sie wieder des Vaters Stimme. So schwach der Laut von seinen Lippen klang, er ging ihr nicht verloren: es war ihr Name. War ihm ihre Nähe endlich wieder bewußt? Sie eilte zu ihm, sie fragte ihn danach.

„Kathi, es ist aus mit mir — ich werde jetzt sterben," sagte er schwach.

Sie ergriff seine Hand, der jähe Schreck schnürte ihr die Brust zu — und sie hätte doch längst darauf vorbereitet sein können!

„Bist ein Soldatenmädel, eines Wilderers Kind, rede mir nicht viel! — Weine nicht, höre zu — es wird mir schwer, zu reden. Bist Du in Markstein gewesen?"

„Vater, ich bin bei Euch geblieben, in der Nähe draußen — besinnt Euch doch, wir sind ja in Wien!"

„Schon recht. Wenn ich todt bin, geh' nach Markstein — Du weißt die Quelle, der graue Block, der überhängt, das Schwefelmoos — bis an die Achsel wird's Dir gehen, wenn Du in den tiefen Born hinein greifst — laß nicht nach, finden mußt Du's — dann gehst Du zum Herrn Pfarrer —"

„O Vater," bath Kathi, als er vor Erschöpfung inne halten mußte, „stört Euch doch die Ruhe nicht mit

diesen Dingen — Ihr habt ja nur geträumt — ich bin bei Euch, Vater, wir wollen beten."

„Ja, Kathi, bete für mich!" flüsterte er darauf und rang, seine Hände zu falten. Sie kam ihm, unter heiß aufquellenden Thränen, die ihr fast die Sehkraft verdunkelten, zu Hülfe, und als sie ihm die Hände über der Brust gefaltet, warf sie sich neben ihm auf ihre Kniee und sprach ihm laut und inbrünstig ein Gebet vor, das sie auswendig wußte und dem sie Worte aus ihrem eigenen Herzen hinzusetzte. Als sie geendigt hatte, vernahm sie die letzten Athemzüge ihres Vaters. Er lag im Sterben.

Zehntes Capitel.

Der Römer.

Im Königsegg'schen Palais wurde gewöhnlich spät Tag. Die Gräfin Francesca hatte ihre südländische Natur auch darin im Norden bewahrt, selbst im Sommer verschmähte sie die Morgenfrische ihres schönen Gartens, wie viel mehr ließ sie im Winter die Sonne hoch steigen, ehe sie sich vom Schlummer, den sie übrigens auch spät

in der Nacht erst suchte, entriß. Die Dienerschaft, wie es zu geschehen pflegt, machte es sich nun auch bequem, nur Cajetana, welche in dem bürgerlichen Hauswesen, wo sie zur Jungfrau erwachsen war, das Frühaufstehen gelernt hatte, wachte in der Regel schon Stundenlang, ehe sich Leben im Hause regte.

Auch heute hatte sie schon lange am Fenster gesessen und in den winterlich hellen Morgen hinausgeschaut, als sich unten die ersten Zeichen erwachenden Lebens vernehmen ließen. Da wurde ihre Aufmerksamkeit durch einen Diener in herrschaftlicher Livree gefesselt, welcher die Allee hervorgeritten kam. Sie blieb nicht lange zweifelhaft, wem er diene, denn er ritt eins jener wohlgenährten Tigerpferde, welche dem Auge der Soldatentochter zu auffallend gewesen waren, um sie so leicht wieder zu vergessen. Cajetana gab sich dem ersten Eindrucke dieser Erscheinung hin, indem sie für sich fröhlich auflachte. Das war wieder der alte herzige Klang des heitern ungezwungenen Lachens, das sie nicht erst hier in der vornehmen Umgebung, sondern schon in der langen Zeit ihrer Trauer und Klostereinsamkeit verlernt hatte. Heute erwachte die alte Laune wieder. Es kam ihr gar zu wunderlich vor, daß der Herr Vetter Reichsgraf — er hatte sie ja nun feierlich anerkannt! — seinen Diener auf eins der dicken Kutschpferde gesetzt, um nach Gumpendorf

hinaus zu stolziren. Was mochte er für eine Botschaft senden? Der alte Lakai sah so ernst und gravitätisch aus, als er am vordern Gitter von seinem Thiere stieg, als bringe er eine hochwichtige Kunde. Er band sein Pferd an und schritt nun zum Portal, wo ihn Cajetana klingeln hörte, aber nicht weiter beobachten konnte. Daß es lange währte, ehe er wieder zum Vorschein kam, fiel ihr nicht auf, denn wenn er eine Bestellung an die Gräfin hatte und auf Antwort harren mußte, so konnte wohl noch eine geraume Zeit vergehen, ehe er sie erhielt, da es verboten war, die Gebieterin anders, als bei dringender Gefahr bringender Angelengenheit zu wecken. Desto ungeduldiger gebehrdete sich der Tiger am Gitter, der als wohlerzogenes Wagenpferd der Einsamkeit nicht gewohnt war; er scharrte und sprang am Zügel, mit dem er angebunden war, umher, bis es ihm gelang, denselben zu sprengen und nun in ausgelassener Freiheit mit höchst unanständigem Benehmen gegen das Haus hin ausschlagend davon zu laufen. Jetzt lachte Cajetana, deren Soldatenblut immer rebellischer gegen die Convenienz aufhüpfte, zum zweiten Male und klatschte, wie einst als fröhliches Kind, in die Hände. Wie gern hätte sie den Blick des alten Dieners beobachtet, mit welchem dieser, bald darauf aus dem Hause tretend, die schändliche Flucht seines Streitrosses bemerkte! Aber sie konnte nur sehen,

wie er dem Knoten des Zügels, der noch am Gitter hing, kurz den Kopf zuwandte und dann trutziglich von dannen schritt.

So den Zügel sprengen, frisch in die Welt hinaus, das wäre auch nach Cajetana's Sinne gewesen! Alte Kindesträume erwachten in ihr. Sie hatte sich immer gern gedacht, wenn sie älter sein würde, den Vater in den Krieg zu begleiten, wie ja so viele brave Soldatenfrauen thaten — der Vater hatte ihr oft davon erzählt — dann auf dem Marsch für seine Erquickung sorgen, im Quartier oder im Feldlager für seine Bequemlichkeit und Pflege, alle Noth und Gefahr mit ihm theilen, in der Schlacht sogar nah genug der Wahlstatt, um muthigen Blicks den Kampf zu schauen, und würde der Vater verwundet, ihm wiederum treulich die Hand liebevollen Beistandes zu reichen — das wäre so ihr Leben gewesen. Jetzt aber — der Vater war längst in fremder Erde bestattet! Plötzlich wandte sie sich ab, als schäme sie sich eines Gedankens, der ihr unbewachtes Herz überfiel und ihre Wange mit lichter Rosenglut färbte. Wohin verirrte sich ihre Phantasie! —

Die Gräfin hatte ein Schreiben erhalten, wie noch nie ein ähnliches in ihrem Leben. Schon das überraschend große Format war ihr aufgefallen, dann hatte sie das wunderschön geschnittene Wappen, das im feinsten

Lack abgedrückt war, bewundert, aber der Inhalt des Briefes war ihr so unerwartet, daß sie ihren Augen nicht traute. Er war deutsch abgefaßt, was der Gräfin immer etwas schwer fiel, aber die vollendet schöne und deutliche Handschrift, deren sich der Reichsgraf von Cronberg rühmte, und die mit möglichst vielen Fremdworten gespickte Ausdrucksweise erleichterten ihr das Verständniß. Vier volle Seiten enthielt der Brief. Er holte weit aus, erging sich im Geschmacke der Zeit in allerlei Allegorien und absonderlichen Wendungen, citirte viel Götter und Göttinnen aus dem Olymp und kam dann endlich auf sein Ziel. Der alte Herr hielt in aller Form um Cajetana's Hand an! Als Francesca die reich verschnörkelte Stelle, welche den Kern seines Anliegens ausdrückte, gelesen und verstanden hatte, ließ sie das Blatt sinken und konnte sich zuerst gar nicht fassen — vor Heiterkeit! Sie selbst hatte auf diese Weise weit über das Ziel, das sie sich gesteckt hatte, hinausgeschossen und dadurch ein anderes getroffen, das ihr nicht im Traume eingefallen war. Als sie es geschickt zu lenken gewußt, daß der Reichsgraf mit der spröde verschmähten Cajetana in Berührung kam, hatte sie wohl gehofft, daß er an dem liebenswürdigen Mädchen Gefallen finden, sich mit dem Gedanken, daß sie eine Verwandte seines Hauses sei, aussöhnen und ihr in diesem Gefühl vielleicht künftig Beweise seines Wohl-

wollens geben werde, welche das Schicksal des armen Mädchens wenigstens vor den schwersten und gemeinsten Sorgen sicher stellen konnten. Sie hatte sich gefreut, bei seinem Besuche nach dem Feste die Beweise wahrzunehmen, daß sie sich in ihren Hoffnungen nicht getäuscht habe, und manche Wunderlichkeit in seinem Benehmen dabei hatte sie ihm, als einem alten Hagestolz, zu gut gehalten, ohne zu ahnen, daß darin ein tieferer Sinn verborgen lag. Jetzt hatte sie auf einmal den Schlüssel dazu. Der Pascha hatte sich auf seine alten Tage alles Ernstes in die schöne Sultanin, welche ihm ein gefährliches Spiel zur Begleiterin gegeben hatte, verliebt, und weil er nicht viel Zeit mehr zu verlieren hatte, wenn er seines Glückes noch im irdischen Leben froh werden wollte, so entschlug er sich alles langen Hofmachens und zärtlichen Werbens, und ging gleich echt türkisch an die Autorität, welche über Cajetana zu verfügen hatte, forderte sie zur Frau und stellte ihr zugleich die glänzendsten Bedingungen für Hausstand, Nadelgeld und Witwengut sogar! Die Sache hatte also doch auch ihre ernste Seite, und Francesca konnte sich nicht entbrechen, dieselbe in das Auge zu fassen. Sie hatte zwar mit Cajetana ganz andere Pläne gehabt, nämlich sie in eine einflußreiche Stellung an den Hof zu bringen und durch sie, welche ihr die Ergebenheit bewahren würde, die wichtigsten Aufschlüsse zu erhalten

selbst einzuwirken auf die Ereignisse, wie sie es liebte; denn wenn sie sich auch oft eine alte Frau nannte, so fühlte sie doch, daß sie es nicht war und daß sie dem Leben noch nicht entsagen konnte. Ihren Absichten mit Cajetana hatten sich aber bis jetzt überall Hindernisse entgegengesetzt, und sie mußte fürchten, daß sie dieselben nicht zu überwinden vermöge. In dieser Hinsicht konnte sie es daher nur für ein Glück halten, wenn Cajetana in der heute gebotenen Weise ein sicheres und äußerlich glänzendes Loos bereitet werde. Das Herz freilich! Sie wußte wohl, daß das Herz seine Rechte fordert, und wenn sie ihm versagt werden, oft so stürmisch laut wird, daß es aller Seelenkraft bedarf, um diese Regung nicht zu verrathen. Aber das Leben gestaltet sich zuweilen, ohne daß dabei das Herz befragt wird; die Gräfin dachte außerdem daran, daß sie der übernommenen Verpflichtung, die ihr für die ungewisse Zukunft schon Sorgen zu machen anfing, auf diesem Wege am ehrenvollsten überhoben werde, und las, schon halb für den Reichsgrafen gewonnen, seinen Brief zu Ende.

Es kam nun darauf an, auch Cajetana für ihn zu gewinnen. Wenn sie auf gradem Wege mit seinem Antrage vorrückte, mußte sie auf Widerstand stoßen — sie kannte Cajetana, daß diese allem unnatürlichen Wesen abhold war, und eine Verbindung zwischen ihr und dem

Greise mußte unnatürlich genannt werden. Sie hatte daher die Lösung geschickt vorzubereiten.

Als Cajetana zu gewohnter Stunde bei ihr erschien, empfing sie dieselbe in heiterster Laune. „Du hast den Abgesandten Deines Herrn Oheims gesehen?“ fragte sie. „Stolz zu Roß ritt er auf, demüthig zu Fuß mußte er abziehen! Du hast ihn gewiß ausgelacht, heilloses Mädchen.“

Cajetana konnte es nicht läugnen und lachte noch über den komischen Vorfall, wobei die Gräfin einstimmte.

„Es ist von Dir um so undankbarer, Tani,“ sagte sie dann neckend, „als die ganze Sendung nur Dich betraf. Rathe, was er Dir zugedacht hat, aber rathe nicht allzu bescheiden!“

„Ich kann mir nicht denken —“

„Nun so höre und staune: er will Dich ausstatten!“

Cajetana wurde blutroth, ihre Augen, welche der Gräfin einen großen staunenden Blick zugeworfen hatten, sanken zu Boden.

„Wie eine Fürstin will er Dich ausstatten — im vollen Ernst, liebes Kind. Es kommt nur eben darauf an, daß Du heirathest. Du glühst ja, wie eine Purpurrose! Hast Du schon einen Bräutigam im Sinne?“

„Ich bitte Sie —“

„Nein, schäme Dich nicht! Warum solltest Du Dich schämen? Zum Beispiel, wenn es der schöne Graf Pio wäre?“

Cajetana machte eine stumme, heftig abwehrende Bewegung.

„Nicht? Ich gebe Dir Recht. Ein so junger, unbeständiger Mann, welcher keine Erfahrung hat, ist ein schlechter Schirm und Halt für eine jugendliche Frau, welche die Welt selbst nicht kennt. Da ist ein reiferes Alter viel zuverlässiger, denn es verspricht dauerndes Glück.“

Welche Gedanken auch Cajetana über diesen Punkt haben mochte, sie sprach dieselben nicht aus. Das ganze Gespräch war ihr im höchsten Grade peinlich, aber sie sah kein Mittel, dasselbe abzubrechen.

„Es freut mich, daß Dein Herz noch frei ist,“ fuhr die Gräfin fort, sehr im Widerspruch mit ihren eigenen, geheimen Gedanken. „Wenn Dir ein würdiger Mann die Hand böte, würdest Du in Deinem Entschlusse nicht durch vorgefaßte Ideen beirrt werden. Du bist aber doch keine Männerfeindin überhaupt, Tani? Hast es nicht etwa verredet, überhaupt zu heirathen —?“

„O liebe, gute Frau Gräfin,“ bat Cajetana.

„Das wäre schlimm. Sage mir ehrlich, würdest Du Dich entschließen, einem würdigen Manne, wenn er mit rechtschaffener Werbung vor Dich träte, Deine Hand zu reichen? Weiche mir nicht aus, ich verlange ein grades Ja oder Nein!“

„Warum sollte ich gar nicht heirathen wollen?“ erwiederte Cajetana endlich in ihrer äußersten Verwirrung.

„Es ist dabei freilich Viel zu bedenken,“ sprach die Gräfin weiter. „Nicht das Aeußere, welches gar bald verblüht, nicht die Jugend, welche unzuverlässig ist — sondern der Character, die Stellung in der Welt.“ Cajetana's Schweigen nahm sie für Zustimmung. „Du mußt ganz besonders bedenken,“ fuhr sie fort, „wie die Verhältnisse sind. So lange ich lebe, werde ich Dich nicht verlassen, aber, mein armes Kind, wir Alle sind sterblich, und wenn mich der Tod plötzlich Dir entrisse, sage selbst, was würde Dein Loos sein? — Höre mich ruhig an, ich meine es gut mit Dir. Wir müssen Alles besprechen, laß mich daher ausreden.“

Cajetana hatte die Gräfin unterbrechen wollen; sie schwieg nun, aber ihre Augen richteten sich mit einer ängstlichen Frage auf die Sprecherin, welche fühlen mochte, daß sie dennoch ihrem Ziele nicht näher kam,

und daher mit einer gewissen Hast demselben kürzer zustrebte: „Wenn ich Dir nun sagte, daß wirklich ein Mann von Rang und Ansehen, von Reichthum und einem makellosen Character bei mir um Dich geworben hat?“

Jetzt erblaßte Cajetana. — „Sie scherzen, Frau Gräfin!“ erwiederte sie mit bebenden Lippen.

„Ich spreche in vollem Ernste, Tani. Würdest Du nicht einwilligen?“

„Wer kann es sein?“ ließ Cajetana fassungslos hören.

„Ahnst Du es nicht? Hat Dir sein gütiges, liebevolles Benehmen nicht schon gesagt, daß er eine tiefe Neigung zu Dir gefaßt hat und daß er auf die glänzendste Weise durch seine Hand wieder gut machen will, was er einst, ohne Dich zu kennen, an Dir und Deinem Vater verschuldet haben mag?“

„Wen können Sie meinen?“ rief Cajetana außer sich vor dem plötzlichen Gedanken, der wie ein Blitz die Schleier ihrer Zweifel zerriß.

„Du weißt es, ich sehe das!“ antwortete die Gräfin. „Die Nachricht wird Dich überrascht haben, ich gönne Dir Zeit, Dich zu fassen, mit Dir selbst zu Rath

zu gehen und Deine Antwort vorzubereiten, die nach meinem Ermessen nur eine Zusage sein kann. Daß ich das so bestimmt ausspreche, mag Dir verbürgen, daß ich Alles reiflich erwogen habe, denn Du weißt, ich liebe Dich und will nur Dein Wohl. Hier, mein gutes Kind, ist der Brief Deines Oheims, in welchem er Dir seine Hand anträgt und mich um meine Zustimmung bittet. Er hebt ausdrücklich hervor, daß die Verwandtschaft aus so ferner Zeit, wo sich Eure beiden Linien getrennt, kein Hinderniß vor der Kirche sein kann. Nimm den Brief mit auf Dein Zimmer, lies ihn aufmerksam, und wenn Du zu dem Entschlusse gekommen bist, so überlaß mir die Antwort, welche Deiner mädchenhaften Zurückhaltung natürlich eingedenk sein wird."

„Nein, Frau Gräfin!" rief Cajetana, welche während der langen Rede Muth und Geisteskraft wieder gewonnen hatte. „Hier kann ich keinen Augenblick im Zweifel sein, keinen Augenblick den edlen Mann, der mir auf solche Weise ein Vertrauen schenkt, in Ungewißheit lassen. Ich würde mich selbst verachten, könnte ich ihn nur einen Moment täuschen. Wenn Sie mich lieb haben, Frau Gräfin, so antworten Sie ihm noch in dieser Stunde, danken ihm innig aus meiner Seele für die Güte, die er mir bewiesen hat, sagen ihm aber, daß es mir un=

möglich ist, die Ehre, die er mir zugedacht hat, anzunehmen."

Die Gräfin sah hoch auf — obgleich sie im Grunde ihrer Seele weniger erstaunt war, als sie sich das Ansehen gab. „Du willst ihn ausschlagen?" fragte sie. „Aus welchem Grunde?"

„Weil ich ihn nicht täuschen, sein Vertrauen nicht durch Falschheit vergelten mag!"

„Bedenkst Du nicht," entgegnete die Gräfin, über diesen Einwand leicht hinweg gehend, „welch' ein Loos der Graf Dir bietet? Hohen Rang, Unabhängigkeit, ein Leben in jeder Beziehung nach Deinen Wünschen!"

„Ich würde es für eine Schmach halten, um äußern Glanzes willen einen Verrath zu begehen!" rief Cajetana.

„Verrath?" wiederholte die Gräfin. „Wie stellst Du Alles auf die Spitze! Wo ist hier ein Verrath — wenn Du nicht," setzte sie mit einem schärfer forschenden Blicke hinzu, „schon einem Andern Deine Treue gelobt hast, so kann doch in einer Verbindung mit dem Grafen von keinem Verrathe die Rede sein!"

„Von mehr als Verrath, von einem Meineide!" rief das aufgeregte Mädchen. „Soll ich vor den Altar

treten mit ihm, von dem mein Herz nichts weiß, ihm Liebe und Treue geloben — wo ich ihn nimmer lieben kann? Ich halte die heilige Ehe für ein Sakrament!"

„Du bist überspannt, Mädchen!" entgegnete die Gräfin unwillig. „In der Welt wird das Herz nicht immer gefragt, wenn höhere Rücksichten eine Verbindung empfehlen. Wie manches junge Mädchen hat einen ältern Mann, ja einen Greis geheirathet, ohne jene Sünde zu fürchten!"

„Ohne sie zu fürchten, ja — aber nicht, ohne sie zu begehen! Ich halte Jede für gewissenlos, die ihre Hand ohne ihr Herz vergibt, am verächtlichsten, die einen Greis um Ehre und Geld heirathet!"

Da wurde die Gräfin blaß und biß sich in die Lippe, ihr südliches Blut wallte zornig auf und ein Blick, wie ein Feuerstrahl, traf die kühne Sprecherin, welche nicht bedacht hatte, daß ihre Worte die Gräfin tödtlich verletzten; denn war es nicht Francesca's Schicksal zweimal gewesen, einem Greise die Hand reichen zu müssen, das Erstemal als kaum erwachsenes Kind in allem Liebreize der Jugend, das Zweitemal in voll entwickelter Frauenschönheit? Doch sprach sie nicht aus, was sie in diesem Augenblicke fühlen mochte, und wandte sich nur schnell

ab, um die verlorene Selbstherrschaft wieder zu gewinnen.

Cajetana sah wohl, daß sie ihre Wohlthäterin erzürnt hatte, aber sie war fern davon, den eigentlichen Grund in diesem Momente der Aufregung zu erkennen, sie sah ihn nur in ihrer entschiedenen Weigerung, dasjenige anzunehmen, was die Gräfin als ein Glück für sie ansah. Als diese sich abgewendet hatte, nahte sie ihr, bemächtigte sich ihrer widerstrebenden Hand und küßte sie mit der leisen Bitte, ihr nicht böse zu sein, sie könne nicht anders handeln.

„Du bedarfst der Zeit, um Dich selbst wieder zu finden," sagte die Gräfin, indem sie ihr die Hand entzog. „Geh auf Dein Zimmer — nimm diesen Brief mit Dir, es ist mein Wille. Ihn zu lesen, kann ich Dich freilich nicht zwingen. Ueberhaupt will ich Dich zu nichts zwingen, aber gib Acht, was Du thust und was Du Dir verscherzen kannst!"

Cajetana entfernte sich still; sie hatte wohl gefühlt, daß in den letzten Worten nach dem Tone, in welchem sie gesprochen wurden, eine Drohung verhüllt lag, aber sie war fern davon, sich durch dieselbe einschüchtern zu lassen. Verscherzen konnte sie sich freilich die Liebe der Gräfin, ja sie konnte sich noch mehr verscherzen, aber das

durfte sie nicht bestimmen, einen Schritt zu thun, vor welchem sie schauderte. Als sie einsam auf ihrem Zimmer war, legte sie den Brief des Grafen weit von sich, ohne ihn zu lesen. Es war ihr wie ein abenteuerlicher, verworrener Traum, was sie eben gehört hatte; sie konnte nicht fassen, wie nur ein Funken Wahrheit darin enthalten sein sollte, und doch durfte sie nicht daran zweifeln, denn die Gräfin hatte zu ernst und eindringlich mit ihr gesprochen, und dort lag ja der Beweis: sie brauchte sich nur mit eigenen Augen davon zu überzeugen! Ein Grauen überfiel sie, vor welchem sie sich hätte flüchten mögen, hätte sie nur gewußt, wohin? Das Gefühl süßen Friedens, das sie eine Zeitlang in diesem Hause, wo sie einen sichern Port vor Stürmen gefunden zu haben wähnte, im Herzen getragen, war schon längst von ihr gewichen — und doch knüpften sich so viel theure Erinnerungen an diese Räume und die schöne Umgebung, in welcher Cajetana seither gelebt hatte. Sie wurde sehr traurig. Welchen neuen Stürmen ging sie entgegen! Konnte sie glauben, daß die Gräfin sie schützen, ihr beistehen werde, wenn sie ihrem Entschlusse, wie sie ja nicht anders konnte, treu blieb? Zwingen freilich konnte sie keine Macht auf Erden — selbst die des Kaisers nicht! — dem alten Manne, der sie in thörichter Verblendung zur Frau begehrte, ihre Hand zu geben; sie fühlte Muth und Kraft in sich, stand=

haft bis zum Aeußersten zu sein. Aber durfte sie dann unter dem Vorwurfe der Undankbarkeit gegen ihre Wohlthäterin, der sie schwer treffen würde, noch länger die Gnaden der Gräfin, auf welche sie gar keine Ansprüche hatte, gleichmüthig hinnehmen, oder war es nicht vielmehr an ihr, dies Haus zu verlassen? Wohin aber, wohin? Wer gab ihr Rath, wer nahm sich ihrer an? —

Stunden gingen vorüber. Sie sah den Wagen der Gräfin das Palais verlassen, es war die Zeit, um welche sie Besuche zu machen pflegte — Cajetana glaubte auch von einer Einladung gehört zu haben, wenn sie nicht irrte, zur Obersthofmeisterin Gräfin Caraffa. Das war in der That der Fall, und es konnte Wunder nehmen, daß die alte strenge Dame, nachdem ihr durch die Intriguen der Gräfin Königsegg ein solcher Streich bei der Majestät gespielt worden war, sie noch obenein zu einem Diner im kleinen vertrauten Kreise einlud. Die Gräfin hatte sich selbst darüber gewundert, aber eben deshalb die Einladung gern angenommen, um über die Ursache dieser Annäherung in's Klare zu kommen; sie war an Geist und Gewandtheit allen denen überlegen, welche sie bei der Caraffa treffen konnte, und hieß heute, nach der Verstimmung, welche sie durch Cajetana's scharf treffende Worte überkommen hatte, das sie erwartende Intermezzo wie eine auffrischende Zerstreuung willkommen. Noch ahnte

sie nicht, daß es galt, ihr den Schild, den sie schützend über ihr reizendes Pflegekind gehalten hatte, durch treulose List zu entwinden und sie selbst feindselig gegen die Arme zu stimmen, die nur gehaßt wurde, weil sie schön und gut war und eine Verschuldung, von der sie nichts wußte, zu sühnen die Kraft nicht besaß.

Cajetana war allein wach im Hause. Man hatte ihr das Essen in gewohnter Weise im Tafelzimmer aufgetragen, dann war sie in dem anstoßenden Gemach geblieben, um die Gräfin bei ihrer Heimkehr zu empfangen: es war ihr zu schmerzlich, die gütige Frau in ihrer Aufregung durch unbedachte Aeußerungen, deren Beziehungen ihr seitdem erst klar geworden, betrübt zu haben; sie mußte sie so bald als möglich um Verzeihung bitten und konnte den Augenblick dazu kaum erwarten. Die ganze Dienerschaft aber hatte sich, nachdem die wenigen Geschäfte abgethan waren, zurückgezogen und nach der Sitte des Hauses sich dem Mittagsschlummer überlassen, der heute recht lang und ungestört sein konnte, denn der heimkehrende Kutscher hatte ja genau angegeben, zu welcher Stunde die Wagen bei der Frau Obersthofmeisterin Excellenz zum Abholen ihrer Gäste wieder bestellt waren.

Im Hause herrschte eine tiefe Stille. Cajetana saß, ihren Gedanken hingegeben, den Kopf in die Hand ge-

stützt, am Fenster und schaute träumerisch hinaus. Da wurde sie plötzlich schreckhaft durch ein leises Geräusch hinter ihr gestört — und als sie sich überrascht umschaute, erblickte sie auf der Schwelle der kleinen Thüre, welche zu dem Nebencorridor führte und von Niemand aus der Dienerschaft betreten werden durfte, eine Erscheinung, die sie erstarren machte. Graf Pio Colonna!

Rasch nahte er ihr und warf sich, die Hände über der Brust kreuzend, stumm zu ihren Füßen. Das gab ihr Kraft und Besinnung zurück — hoch erglühend, Scham und Zorn im Blicke, sprang sie auf und wich weit von ihm hinweg; aber ehe sie ein Wort sprechen oder vor seinem wahnsinnigen Beginnen durch schnelle Entfernung sich retten konnte, fesselte sie seine aufsprühende Rede von Neuem an ihre Stelle.

„Du hast mich gerufen, Cajetana! Dein Sclave erwartet sein Schicksal!"

„Herr Graf!" war das einzige Wort, das bei dieser empörenden Sprache ihren bebenden Lippen sich entrang.

Er sprang auf. „Kein fremder Ton mehr zwischen uns!" rief er leidenschaftlich, das höchste Entzücken aus seinen lebhaft bewegten Zügen strahlend. „Du hast meine

Liebe erhört, Deine süßen Worte — ich habe sie viel tausendmal geküßt! Sieh, nun bin ich hier auf Deine Gewährung — Zeit und Stunde habe ich wie ein Heiligthum gehalten, laß sie nicht entrinnen, ohne mir nun Aug' im Auge, Herz an Herz zu sagen, daß Du mich liebst, daß Du endlich, endlich mein Flehen erhört hast!"

„Entfernen Sie sich, Graf Colonna" — stammelte das entsetzte Mädchen, in Todesangst vor seinen glühenden Blicken, aus denen ihr, wie aus seinen Worten, der Wahnsinn zu sprechen schien. „Ich verstehe nichts von Allem, was Sie sagen — die Gräfin ist nicht daheim —"

„Wie, Cajetana?" entgegnete er. „Willst Du noch ein Spiel mit mir treiben? Hast Du der Macht des holden Gottes Dein stolzes Herz endlich gebeugt, warum bekennst Du ihn nicht mit Deinen Lippen? Hab' ich Dein Wort nicht auf meinen Brief? Bin ich nicht hier, wie Du mir gewährt hast? Hinweg die Verstellung! Dieser Moment ist noch unser — wer weiß, ob nicht der nächste uns trennt! Laß uns den süßen Bund besiegeln, daß keine Macht ihn mehr zerreißen kann!"

Er nahte ihr wiederum, sie streckte abwehrend die Hand gegen ihn aus, so heftig und gebieterisch, daß er

an seine Stelle gefesselt blieb. „Wenn sie ein Mann von Ehre sind, so verlassen Sie mich augenblicklich. Was Sie reden, ist mir unverständlich — ich habe keine Antwort darauf!“

„Cajetana, verläugnest Du, plötzlich umgewandelt, Deinen Brief an mich?“ rief er und zog ein kleines Blatt aus seinem Kleide. „Hast Du dies nicht geschrieben, mir nicht erlaubt, Dich hier zu sehen?“

„Herr Graf!“ entgegnete Cajetana, bis in das Herz vor dieser Beschuldigung erstarrend. Ihr Ton klang so treu und wahr, daß Pio Colonna nicht länger dagegen verschließen konnte.

„Wie?!“ rief er wild. „Sollte ich betrogen sein?! Sie haben dies nicht geschrieben? Meinen Brief nicht beantwortet?“

„Wäre es anders, würde ich Ihre Verachtung verdienen! Gehen Sie, Herr Graf!“

Aber jetzt erwachte seine Leidenschaft erst zu jener furchtbaren Gewalt, die keine Rücksicht mehr kennt. „Und wen es so ist,“ rief er glühend, „so bist Du dennoch mein! Ich liebe Dich, Mädchen, ich lasse Dich nicht! Von Deinen Lippen will ich mir den süßen Lohn der Gegenliebe erzwingen, müßt' ich auch mein Blut darüber ver-

gießen!" Und ohne ihrer jungfräuliche Wehrlosigkeit zu achten, wollte er den Arm um ihren Leib schlingen — in diesem Augenblick wurde die Glocke des Hauses stark angezogen. Cajetana war seiner unheiligen Berührung ausgewichen und eilte zur Thüre.

„Und sollt' ich Dich verderben, Du wirst mein!" rief ihr Colonna nach, indem er ihr folgte.

Im Corridor war sie ihm entschwunden; einen Moment drohte das stürmende Blut ihm alle Besinnung zu rauben und es dunkelte ihm vor den Augen, aber er faßte sich gewaltsam und ging nun trotzig und stolz dem vordern Ausgange zu: es war ihm unmöglich, den Rückweg zu finden zu der Stelle, die ihm wohl bezeichnet gewesen war, um durch das geheime Pförtlein unbemerkt in das Palais zu gelangen.

Die Hausthüre wurde eben von dem Thürsteher geöffnet, der durch das starke Klingeln aus seinem Mittagsschlafe geweckt worden war, und Pio Colonna's Augen loderten in Haß und Wuth auf, als er den Eintretenden erblickte: es war Max von Riedau. Wer führte ihn hieher zu dieser Stunde?

Er warf ihm eine kurze Frage danach hin, Riedau hätte sie ruhig beantworten können, denn er kam auf

lautern Wegen, sich von der Gräfin zu verabschieden und ihre Botschaft an den Sohn in Empfang zu nehmen, aber er gestand dem Römer kein Recht zu einer solchen Frage zu, und fertigte ihn kalt, wenn auch höflich, ab.

„Begleiten Sie mich, mein Herr, die Gräfin ist nicht zu Hause!“ sagte Colonna gereizt.

„Wenn das ist, werde ich warten!“ erwiederte Riedau.

„Sie werden mich begleiten, Herr! Ich habe mit Ihnen zu sprechen!“

„Das kann geschehen, Herr Graf — nur nicht hier und jetzt!“

„Fürchten Sie sich?“ entgegnete der Römer mit bitterm Hohne.

Das traf Riedau's ohnehin schon dem Streit, der an ihm gesucht wurde, willig entgegen-schlagendes Blut. Er antwortete nur mit einem Blicke stolzer Verachtung und winkte dem Gegner voran-zu-gehen. Dann folgte er, und der Thürsteher, welcher ein athemloser Zeuge der wunderlichen Scene gewesen war, stand zweifelhaft, was er thun solle, bis er endlich die Pforte des Hauses, die er zu hüten hatte, wieder sperrte. Mochte draußen vorgehen, was da wollte! Er hatte es nicht zu verantworten.

Mit starken Schritten gingen die beiden Männer stumm neben einander her; sie fühlten, daß es zwischen ihnen einen Kampf geben mußte um den höchsten Preis des Lebens, sie fühlten das in ihrem ganzen Wesen, ohne daß sie sich weiter verständigt hätten. Pio Colonna wußte außerhalb der Mauer den Ort wieder zu finden, wo er den Eingang erlangt hatte — hier wartete sein noch in unverwüstlicher Geduld sein Knabe, der, als er ihn in fremder Begleitung nahen sah, vom Boden aufsprang.

„Tritt zurück, Ruffo!" herrschte ihn der Graf an, und maß den Raum umher. Dann zu Riedau sich wendend, legte er die Hand an den Degen. Dieser sah ihn mit einem festen Blicke an.

„Zieh, wenn Du ein kaiserlicher Offizier bist!" rief Colonna, und schnell die Klinge zückend, fiel er ihn schon wüthend an, so daß sich Riedau kaum in Vertheidigungsstand setzen konnte. Aber die Scene wechselte bald. Des Deutschen überlegene Kraft machte alle Geschicklichkeit des Römers zu Schanden, aus dem Angreifer sah sich dieser bald auf eine bloße Abwehr zurückgeworfen, er gab sich manche Blöße — schon blutete er aus zwei leichten Wunden, er war in höchster Gefahr!

Da zuckte Max Riedau plötzlich, sein Degen senkte sich; er taumelte einen Moment und brach dann zusam-